

Zugleich anwesend und nicht dabeigewesen?

Die Auseinandersetzung mit der Erfahrung von Nationalsozialismus und Krieg in den Autobiographien von Christa Wolf und Eva Zeller

Ilse Bürmann

1. Vorbemerkung

Sie will nicht – noch nicht – erklärt haben, wie man zugleich anwesend und nicht dabeigewesen sein kann, das schauerliche Geheimnis der Menschen dieses Jahrhunderts. (51)

Diesen Satz schreibt Christa Wolf in ihrer Autobiographie „Kindheitsmuster“¹ mit Blick auf die Tochter „Lenka“, die in ihrem Text die jüngere Generation verkörpert.

Christa Wolf macht sich – ebenso wie Eva Zeller – in ihrer Autobiographie in mühsamer Erinnerungsarbeit daran, dieses Geheimnis aufzudecken und beispielhaft an sich selbst das „Dabeigewesensein“ aufzuspüren. Beide Autorinnen sind bemüht, sich die abgespaltenen Erfahrungen aus der Zeit vor 1945 schreibend wieder anzueignen. Und beide sind in ihrer Schreibintention zugleich auf die jüngere Generation gerichtet: mit der Absicht, politisch aufzuklären, sowie mit der Absicht, die traumatischen Erfahrungen nicht unbegriffen weiter wirken zu lassen. Beide Autorinnen widmen ihre Autobiographien ihren Kindern.

Christa Wolf (geb. 1929) und Eva Zeller (geb. 1923) gehören einer Generation² an, die den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg als Kinder und Jugendliche erlebt haben. Beide verbinden das Ende des Krieges mit der Erfahrung von Flucht bzw. Ausquartierung und russischer Besatzung. Sie schreiben ihre Autobiographien nach 1968 (Studentenbewegung) und vor 1989 (so genannte Wende): Erscheinungszeitpunkt von Wolfs „Kindheitsmuster“ ist 1976, von Zellers „So lange ich denken kann“ 1981, von Zellers „Nein und Amen“ 1986³. Sie schreiben sie aber von unterschiedlicher Position im politisch-historischen Kontext aus: Christa Wolf in der DDR, Eva Zeller in der Bundesrepublik. Somit sind sie in unterschiedliche Kulturen des kollektiven Vergessens und Erinnerns eingebunden. Das hat weit reichende Folgen für die Akzentsetzung der politischen Reflexionen und auch für die Positionierung gegenüber der nachfolgenden Generation.

1 Ich zitiere aus der 5. Auflage 1978, erschienen in Darmstadt (Luchterhand-Verlag).

2 Die Frage der Generationszugehörigkeit ist allerdings nicht eindeutig zu beantworten (s. auch Abschnitt 4.1).

3 Ich zitiere den ersten Band aus der 4. Auflage 1983, erschienen in Stuttgart (Deutsche Verlagsanstalt), den zweiten aus der ersten Auflage 1986, erschienen ebendort. Ich kennzeichne Zitate aus diesen Bänden mit I und II.

Im Folgenden werde ich zunächst die Autobiographie von Christa Wolf und so- dann die zweibändige Autobiographie von Eva Zeller in getrennten „Fallanalysen“ vorstellen. Dabei arbeite ich einerseits zentrale inhaltliche Thematiken heraus, die die einzelnen Texte bestimmen. Andererseits setzte ich bereits Schwerpunkte auf die Aspekte, auf die ich meinen im letzten Abschnitt dieses Aufsatzes vorgenommenen Vergleich ausrichte: auf die Kategorien Generation und Geschlecht. Die Fallanalysen strukturiert als pädagogische Perspektive das besondere Interesse an Kindheit und Jugend, hier speziell an Prozessen der Bildung des Subjekts im Spannungsfeld von Anpassungserwartungen und Selbstvorbehalt, sowie an Generationenbeziehungen.

Wenn ich die Analyse der Autobiographie von Christa Wolf voranstelle, ist das mit dem früheren Erscheinungsdatum und der ungleich größeren wirkungsgeschichtlichen Bedeutung ihres Buches begründet, das sicherlich auch Einfluss auf Eva Zeller gehabt hat.

2. Christa Wolf: Erinnerungsarbeit als politisch-moralische Spurensuche

2.1 Kennzeichnung der Autobiographie

Die Autobiographie umfasst den Zeitraum von ca. 1934 (Geburt des Bruders) bis 1946 und wurde im Zeitraum von 1971 bis 1976 geschrieben. Sie beginnt in der Schreibgegenwart mit der Schilderung eines zweitägigen Besuchs in der Heimatstadt Landsberg an der Warthe (im heutigen Polen) im Sommer 1971, den die Autorin zusammen mit ihrem Bruder, ihrem Mann und der Tochter „Lenka“ gemacht hat. Hierin liegt ein mächtiger Stimulus für das Erinnern längst vergessener Erfahrungen aus Kindheit und Jugend, der durch die Anwesenheit und Gespräche mit dem jüngeren Bruder und die Nachfrage der Tochter noch verstärkt wird.

Formales Kennzeichen des Textes ist eine nicht-lineare Erzählweise (Szenen vom Landsberg-Besuch werden mit der Schilderung von Erinnertem aus der Kindheit verknüpft, unterbrochen durch Reflexionen aus der Schreibgegenwart). Auch die Erzähllinien selbst werden durch Vor- und Rückgriffe in der Chronologie unterbrochen. Vor allem aber ist die Trennung des Ichs der Autorin und des „erzählten Ichs“ (des Kindes und der Jugendlichen) durch dessen Darstellung in der dritten Person akzentuiert worden: Es wird von „Nelly“ erzählt und zusätzlich in der Selbstreflexion neben dem „Ich“ der Erzählerin ein angesprochenes „Du“ eingeführt.

Das behandelte Geschehen ist die Kinder- und Jugendzeit von Nelly in ihrer Einbettung in das familiale, schulische und außerschulische sowie das (von der Autorin zum Teil akribisch auf die lokalen Bedingungen hin recherchierte) politische Geschehen. Im Januar 1945 – unmittelbar vor der Eroberung des Gebiets durch die Rote Armee – bricht die am Ort lebende Familie (insgesamt 14 Personen) zur Flucht auf (Mutter und Onkel kommen gesondert nach) und verbringt nach mehreren Zwischenstationen eineinhalb Jahre in einem Dorf im Westen Mecklenburgs, das zunächst von Amerikanern, dann von Briten und zuletzt von Russen verwaltet wird. Dort erlebt Nelly auch die Rückkehr ihres Vaters aus russischer Gefangenschaft. Sie übernimmt verantwortliche Funktionen im Bürgermeisteramt und geht schließlich – örtlich getrennt von ihrer Familie – in ein städtisches Gymnasium. Mit der Schilderung ihrer Genesung von einer TBC-Erkrankung schließt die biographische Erzählung ab.

2.2 Kindheitserfahrungen: Soziale Anpassung als Prozess der Abspaltung von Wahrnehmungen, Gefühlen und Gedanken

Christa Wolf versucht, sich von eigenen unter Verfälschungsverdacht stehenden Bildern über das Kind, das sie einmal war, gedächtniskritisch zu lösen und sich – verstärkt durch die Erfahrung scharfer Fremdheit bei gleichzeitig tiefer Vertrautheit der Örtlichkeit ihres Aufwachsens – mit neuem, fremden Blick ihrer Kindheit zu nähern. Sie trägt dabei einen kritischen, auf das Gegenläufige und Widerständige gerichteten Impuls an ihre Erinnerungen heran. Sie schaut auf die „dunklen“ Seiten ihrer Kindheit: auf die Ängste, Schuldgefühle, Konflikte und Anpassungsprobleme, denn sie will in ihren eigenen Erfahrungs- und Erinnerungsbeständen ergründen, wie die Prozesse aussahen, die eine Involvierung in nationalsozialistisches Denken, Fühlen und Handeln möglich machten, und wie es zu einer Abspaltung dieser Erfahrungen kommen konnte bzw. genauer: wie es möglich war, die Wirklichkeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nicht zur Kenntnis zu nehmen und „zugleich anwesend und nicht dabeigewesen zu sein“ (51).

Dabei spürt sie ihre frühen Anpassungsprozesse zunächst im familialen Umfeld auf. Frühe, um die Geburt des Bruders sich gruppierende aggressive Phantasien und Handlungen der Fünfjährigen gehen mit Schuldgefühlen und Ängsten einher, die zu erstem Verschweigen führen und ersten Bemühungen um erwünschtes (fröhliches) Verhalten. Angesichts von vor der Mutter verborgenen ängstigenden und aggressionshaltigen Phantasien, die das Kind schweigen machten, schreibt die Autorin:

Der Mutter schien es wohlzutun, ihre Tochter ‚tapfer‘ zu nennen. Es lag ihr nicht daran zu erfahren, wie sie in ihrem Innersten war. Nelly hatte das trostlose Gefühl, daß auch der liebe Gott selbst an dem tapferen, aufrichtigen, klugen, gehorsamen und vor allem glücklichen Kind hing, das sie tagsüber abgab. Wörter wie ‚traurig‘ oder ‚einsam‘ lernt das Kind einer glücklichen Familie nicht, das dafür früh die Aufgabe übernimmt, seine Eltern zu schonen. Sie zu verschonen mit Unglück und Scham. (33)

Zunächst gegenüber inneren Impulsen, dann aber vor allem gegenüber seiner Wahrnehmung der äußeren Realität liegt die leidenschaftliche Wahrhaftigkeit des Kindes im Widerstreit mit sozialer Erwünschtheit. Aber die „unbedingte Strenge“ (52) des Bestehens auf dem Wahrgenommenen schwindet. Das Kind lernt, diesen Konflikt zu entschärfen. Einerseits identifiziert Christa Wolf in diesem Prozess, um dessen möglichst genaue Erfassung sie sich bemüht, als Phänomen den Rückzug in sich selbst, der eine Spur von Schuld und Verschweigen, aber auch ein Moment der „Opposition“ (178) in sich birgt:

Es galt, vielleicht, den eigenen geheimen Bezirk zu erweitern. Denn des Kindes gerader wahrheitsliebender Sinn – du bist für mich durchsichtig wie eine Fensterscheibe, pflegte Charlotte zu ihrer Tochter zu sagen – hatte ihm selbst verborgene Trübungen und Verstecke ausgebildet, in die es sich zurückziehen konnte, um mit sich alleine zu sein. Die Zudringlichkeit der anderen ist der Ursprung für das Geheimnis, das sich zum Bedürfnis, schließlich zur Gewohnheit entwickeln, üble Laster und große Gedichte erzeugen kann. (71)

Andererseits stellt sie bei dem Kind mit zunehmendem Alter ein wachsendes Meiden der als gefährlich indizierten Gebiete der Neugier fest. Sie sind über „Glitzerworte“ (71) vermittelt, Worte, bei denen die Erwachsenen ein Glitzern in den Augen haben, das Gefahr anzeigt (beispielsweise unnormal, triebhaft, artfremd, geschlechtskrank). Und allmählich stellt Nelly auch das Fragen ein: Sie hört von Todesfällen im Ostarbeiterlager. Auf einen erschrockenen Blick der Mutter hin stellt sie keine Frage dazu.

Kein Wort. Nelly weiß, was zu tun ist. Sie stellt sich taub und unwissend. Dann wurde sie es. Behielt nur eine Erinnerung an diesen Blick, für den sich kein Zusammenhang finden ließ. Der Anlass war vergessen. (84)

Doch neben der schleichenden Anpassung des Kindes und der zunehmenden Einkapselung des Selbstvorbehalts erinnert sich die Autorin an eine Reihe von Szenen, in denen das Kind sich bewusst verstellt und sich geradezu als gespalten erlebt. Eine ist ein Kindergeburtstag in einer Fabrikantenfamilie, in der sie sich nicht wohl und funktionalisiert fühlt: Sie lügt aus Selbstschutz und verlässt die Feier. Eine andere ist bewusstes Lügen und Experimentieren mit Verstellungen in der Schule. „Man muss sich beliebt machen, um geliebt zu werden“ (184) ist die erlernte Verhaltensregel, die schon in der Familie eingeübt wurde und die sich im erweiterten gesellschaftlichen Raum der Schule fortsetzt. Sie erfordert die Bereitschaft zur Selbstverleugnung und Verstellung.

Der Vorgang der Einpassung in die sozialen Erwartungssysteme, der die implizite Lektion beinhaltet, dass nur die sozial bestätigten und akzeptierten Erfahrungen zum konfliktfreien Bestand der Person werden, wird von Christa Wolf sehr genau unter dem Aspekt des damit verbundenen Wahrhaftigkeitsdilemmas rekonstruiert und reflektiert. Für das mit der Einpassung verbundene Ausgrenzen von Erfahrungen macht sie das Nicht-Wissen-Wollen des sozial als gefährlich Indizierten als Bedingung aus. Der Vorgang impliziert für sie die Schritte „überhören, übersehen, vernachlässigen, verleugnen, verlernen, verschwitzen, vergessen“ (176). Der emotionale Grundvorgang, der dem zugrunde liegt, ist das Verleugnen der Gefühle vor sich selbst, ein Geschehen, das in der Sicht der Autorin durch Angst erzeugt wird. Christa Wolf entwickelt diesen Gedanken anlässlich von bildhaften Erinnerungsbruchstücken an den Brand der Synagoge von Landsberg, die sie im Alter von neun Jahren gesehen haben muss.

Um ein Haar wäre Nelly eine unpassende Empfindung unterlaufen: Mitgefühl. Aber der gesunde deutsche Menschenverstand baute seine Barriere dagegen, als Angst. – Dennoch: Nelly hat die fremden bärtigen Juden unter die Unglücklichen eingereiht. (190)

So gelingt es Christa Wolf immer wieder, an den Grabsteinen eingeebneter Wahrnehmungs- und Empfindungskonflikte der eigenen Kinderzeit zu rütteln und aus Bruchstücken Indizien werden zu lassen für ein „Dabeigewesensein“.

2.3. Familiäre Konstellation, politische Machtstrukturen und die Bedeutung außerfamiliärer Identifikationsangebote

Nelly wächst in einem eher kleinbürgerlichen Milieu auf: Ihr Vater ist Besitzer eines Lebensmittelgeschäfts, in dem die Mutter (gelernte Buchhalterin) in arbeitsteiliger Gleichberechtigung mitarbeitet. Der Vater ist trotz äußerer Tüchtigkeit nachhaltig geschwächt durch physische und psychische Folgen des ersten Weltkrieges: Er war bei Verdun verschüttet, danach in französischer Gefangenschaft und nach zwei Fluchtversuchen fast verhungert. Er wird geschildert als sozial eingestellt, sozialdemokratisch wählend und als ein Mann der leisen Töne, der zurückhaltenden Äußerungen. Von ihm hebt sich seine Frau Charlotte, Nellys Mutter, durch Vitalität, Selbstbewusstsein, offensiven Lebenspragmatismus und vor allem verbale Expressivität ab. Beide Eltern stehen dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber, versuchen dies aber durch äußere Unauffälligkeit und Zurückhaltung mit politischen Äußerungen nicht zu einer Gefahr für die Familie werden zu lassen. Beide Eltern erfahren punktuell Gestapo-Kontrollen und kennen die Gefahren oppositioneller Äußerungen. Sie sind darauf bedacht, Nelly gegen die Wahrnehmungen von nationalsozialistischen Gewalttaten abzuschirmen, und führen keine politischen Gespräche. Sie sind sehr absorbiert durch ihre Arbeit, die sie zu gewissem Wohlstand führt (Bau eines Hauses, Eröffnung einer Filiale).

Die Schilderung der Eltern lässt insgesamt das Bild eines eher schwachen, sich ganz auf Arbeit reduzierenden Vaters und einer vitalen, lebensstüchtigen, starken, klugen (aber nicht intellektuellen) Mutter entstehen. So sind es in den folgenden Jahren auch Frauen, nicht Männer, die von Nelly als Identifikationsfiguren gewählt werden.

Die Schilderung der Eltern erfolgt trotz zahlreicher Details und der Zitation typischer Aussprüche eher distanziert. Nelly wird weniger in ihrer Identifikation mit der Mutter als in ihrer Auseinandersetzung mit den mütterlichen Zumutungen und Erwartungen geschildert.

Auf dieses sich auf Privatheit und Reproduktion reduzierende Elternhaus trifft, so stellt es die Autorin dar, nun die Schule als öffentliche Sozialisationsinstanz und wichtige Einflussgröße. Nelly erweitert ihren Erfahrungskreis und wird politischen Einflüssen ausgesetzt, die den Werthaltungen und politischen Orientierungen ihres Elternhauses entgegenstehen. Während Nelly sich mit den ideologischen Botschaften ihres als nicht integer und gerecht wahrgenommenen Volksschullehrers noch kritisch auseinanderzusetzen vermag, verfällt die sich durch Bestleistungen auszeichnende Schülerin des Gymnasiums ganz den Identifikationsangeboten ihrer nationalsozialistisch überzeugten Lehrerin „Julia“. Diese nutzt Nellys jugendliches Bedürfnis nach Hingabe an Ideale⁴ und nach persönlicher Auszeichnung dazu, sie an sich zu binden. Die Autorin schildert den Vorgang als eine Art Selbstunterwerfung, als Hörigwerden.

4 Vgl. hierzu immer noch maßstabsetzend Erik H. Eriksons „Charakterisierung der Jugendphase“ (1979). In diesem Buch wird im übrigen mit großer Prägnanz der Nationalsozialismus als eine Jugendbewegung beschrieben, die sich in deutlicher Entgegensetzung zur Autorität sowie den Werten und Traditionen der Erwachsenenengeneration definierte (die vor allem durch den Chauvinismus des Kaiserreiches und den Verlust des ersten Weltkrieges an Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte (9. Kapitel: Die Legende von Hitlers Kindheit)).

Nelly mußte Julia zustimmen, wie sie ihr immer zugestimmt hatte. Aber soll man mit dem blassen Wort ‚Zustimmung‘ bezeichnen, was doch viel eher ein Bündnis war, ein Einverständnis von Grund her, dabei allerdings doch auch, soweit es Nelly betraf, eine Art von Gefangenschaft? Nelly lernte die Liebe zuallererst als Gefangenschaft kennen. (259)

Nach Kriegsende ist es auch wiederum eine Lehrerin, Maria Kranhold, die Nelly entscheidende Denkanstöße für eine politisch-moralische Neuorientierung gibt und die sie auch über Julia und über sich selbst nachdenken lässt.

Neben der Schule und die in ihr für Nelly relevant werdenden Lehrerpersönlichkeiten sind es die nationalsozialistisch geprägten außerschulischen Jugendverbände, die eine mächtige Wirkung ausüben, da hier die Positionierung in der Peer Group mitverhandelt wird. So ist es die „Anwartschaft“ auf das Amt der Jungmädelführerin, mit der Nelly gelockt wird, weiter dabeizubleiben. Denn die inneren Konflikte, die aus dem Anspruch, hart gegen sich selbst und hart gegen die anderen zu sein, erwachsen, führen bei Nelly zu somatischen Reaktionen: Selbstverletzungen (Wegzupfen der Haut um das Nagelbett der Finger) und Krankheit. Dennoch setzt Nelly ihr weiteres Mitmachen gegen die Mutter durch. Die Autorin kommentiert:

Nelly ließ sich auf ein Kompensationsgeschäft ein und man möchte fast annehmen, sie wusste es, denn sie weinte, als sie von der Mutter die Erlaubnis dazu ertrotzte: Anerkennung und verhältnismäßige Sicherheit vor Angst und übermächtigem Schuldbewusstsein werden ihr garantiert. Dafür liefert sie Unterwerfung und strenge Pflichterfüllung. Sie hat erlebt, daß sie den Zweifeln nicht gewachsen ist. Sie nimmt sich jede Möglichkeit zu zweifeln, vor allem an sich selbst. (228)

Die Gewaltförmigkeit, mit der sie sich zu einer vereindeutigenden Übereinstimmungshaltung nötigt, impliziert eine Selbstüberforderung, die bei Nelly kurz vor der Flucht zu einem persönlichen „Zusammenbruch“ führt: Angesichts der Wahrnehmung des Elends der eintreffenden Ostflüchtlinge, speziell beim Anblick einer um ihren erfrorenen Säugling weinenden Mutter, verlassen sie die Kräfte. Sie weint unbegrenzt und fällt in hohes Fieber.

2.4. Zusammenfall von Kriegsende und Ablösungsprozess: Gewaltsame Veränderung von innerer und äußerer Welt

Der persönliche Zusammenbruch Nellys fällt zusammen – das wird von der Autorin deutlich unterstrichen – mit dem militärischen Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Innere Spannungen und äußere Bedrohung stehen in der autobiographischen Darstellung wiederholt in Zusammenhang mit gesundheitlichen Krisen. Das gilt für eine Typhus-Infektion im mecklenburgischen Bardikow, die allerdings nur am Rande erwähnt wird und die in die Zeit der größten Ängste vor den Überfällen marodierender russischer Soldaten fällt. Vor allem aber gilt es für die TBC-Infektion, die Nelly in eine ganz isolierte Sanatoriumswelt führt. Neben detailliert geschilderten Beziehungserfahrungen mit verschiedenen Patienten gewinnt der Sanatoriumsaufenthalt den Charakter eines Sinnbilds für Krise, Genesung und Neuanfang trotz eines Kontextes von Sterben und Tod. Der Lebenswille ist es, so schildert es die Autorin, der

sich für Nelly (trotz aller Ansteckungsgefahr, in die sie sich fortwährend bringt) als rettend auswirkt.

Dem Sanatoriumsaufenthalt gehen eine Reihe von Erfahrungen voraus, in denen Nelly auf sich allein gestellt ist und das begrüßt: Das kennzeichnet schon die noch durch die Mutter initiierte verantwortliche Tätigkeit im Bürgermeisteramt von Bardikow, es trifft aber auch zu für den Gymnasiumsbesuch in der Stadt, in der sie von der Familie getrennt Unterkunft nimmt.

Dieser äußeren Selbständigkeit, die die erst 16-jährige Nelly gewinnt, korrespondiert die innere Ablösung von den Eltern. Sie wird nicht als Ablösungskonflikt dargestellt, sondern als eine Abwendung. Und zwar als eine Abwendung weniger von den Personen als Individuen, sondern als Abwendung von einer ganzen Generation, von den „Älteren“, die die Verluste der Vergangenheit nicht zu überwinden vermögen und die, wenn sie nicht auf der Flucht gestorben sind (wie mit einer Ausnahme sämtliche Großeltern von Nelly), sich aufs bloße Überleben konzentrieren und keine Zukunftsperspektiven mehr entwickeln.

Nelly war auf einmal mit einem scharfen Schnitt von den Älteren abgetrennt. Sie sah, für jene war Besitz und Leben ein und dasselbe. Sie begann sich der Komödie zu schämen, die sie zuerst vor anderen, am Ende vor sich selbst spielten. (348)

Generationendifferenzierend hatte die Autorin zuvor formuliert:

Die Alten damals, die wußten, wie bald sie vergangen oder verweht sein würden, verhielten sich kindisch oder still. Ihre Söhne und Töchter fühlten sich als die eigentlich Betrogenen, die eigentlichen Verlierer, und daher leiteten sie das Recht her, zu jedermann ungerecht zu sein, besonders aber zu den Alten, die ihr Leben gelebt, und zu den Jungen, die es noch vor sich hatten. Sie aber, sie hatten sich das Leben sauer verdienen müssen, aus dem man sie nun vertrieb. (348)

Nelly gehört zu den Jungen, und über sie wird berichtet, der Verlust von allem, selbst der Kleidung, soweit sie sie nicht am Leibe getragen habe (und die ihr von marodierenden Soldaten gestohlen worden war), hätte für sie auch einen befreienden Aspekt gehabt (440).

So ist die Abwendung von den Eltern, die nach der Rückkehr des Vaters aus der Kriegsgefangenschaft nicht mehr harmonisch zusammenfinden, ein Akt der Selbstbehauptung und des Lebenswillens.

Der Vater ist bei seiner Heimkehr nicht wieder zu erkennen und Nelly hat das Gefühl von Fremdheit.

Was da (...) vom Wagen kletterte, war ein altes verhutzeltes Männchen mit einem Bärtchen auf der Oberlippe, mit einer lächerlichen Nickelbrille, die hinter den Ohren von schmutzigen Leinenschlaufen gehalten wurde, mit einem kurz geschorenen, eisgrauen runden Kopf, von dem die Ohren abstanden, angetan mit einer schlotternden Montur und zu großen, entsetzlichen untauglichen Stiefeln. Wenn ein Fremder eintrifft, kann ja von Rückkehr keine Rede sein. Auch

von Wiedersehensfreude nicht, höchstens von Verlegenheit und Mitleid. Von Erbarmen. Das ist es aber nicht, was die Siebzehnjährige für den heimkehrenden Vater empfinden will. (465)

Sie ist abgestoßen – und dabei ist sie „über sich selbst entsetzt“ (467) – von dem auf kreatürliche Bedürfnisse zurückgeworfenem Verhalten eines fast Verhungerten, der sich „immer noch in Gefangenschaft, immer noch gefesselt von den Bedürfnissen seines Leibes“ (467) verhält.

Und auch über die Beziehung zur Mutter, der sie zugesteht, ein Gewissen behalten zu haben und einfühlsam geblieben zu sein, heißt es:

Nelly fühlte, daß ihre Mutter ihr fremder wurde durch ihr Schicksal, das sie um keinen Preis mit ihr teilen wollte: eine gut aussehende, lebenspralle Frau von fünfundvierzig Jahren verwandelte sich in einem Jahr zu einer grauhaarigen ausgemergelten Alten. (381)

Ihre Abwendung äußert sich im Bedürfnis nach räumlichem Abstand und Kontakt zu anderen Menschen.

Es war Nelly nicht unlieb, den Platz im Sanatorium zu bekommen, als es kälter wurde. Sie wollte unter die Leute, bei allen Anlässen. (467)

Der Lebenswille und das Bewusstsein, noch eine Zukunft zu haben, führt zur Distanzierung von den Eltern (und zur Heilung). Aber dieses Verhalten, das Christa Wolf als eine Art Selbsttretung beschreibt, hat auch seinen Preis. Nelly ist um ihre Jugend gebracht, und das formuliert die Autorin als generationales Schicksal:

Nelly hat nie erfahren, wie man mit sechzehn ist. Sie kam nicht dazu, sechzehn oder siebzehn zu sein. Ihr Ehrgeiz war es, mindestens wie zwanzig auszusehen und sich keine Blöße zu geben, keine Schwäche zu zeigen. Mühsam holte ihre wirkliche Lebenszeit den Vorsprung, den sie sich abgezwungen hatte, später wieder ein. Aber die Jahre fehlen, für immer. Die Kinder haben es mit Eltern zu tun, die selbst nicht jung gewesen sind. Ruth, Lenka, ohne es zu wissen (vielleicht auch bewußt), belehren ihre Mutter über das Fremdwort Jugend. Lehren sie den Neid, mildern ihn durch die Gelegenheit zur Mitfreude. (395)

Für Nelly hat das gewaltsame Erwachsenwerden selbsteinschränkende Folgen, die als Selbstentfremdung, Strenge und Nüchternheit beschrieben werden.

Nelly also: Ein Fall von Notreife, mit sich selbst sehr unbekannt. Erzogen und gewohnt, Notbremsen zu ziehen: Strenge, Konsequenz, Verantwortungsbeußtsein, Fleiß. Unbekannt, was sie damals geträumt haben mag. Sie gab nichts auf Träume. Dafür nahm sie sich tragisch. Lernte erst viel später, davon abzulassen. (407)

Die Trauer, von der angesichts des vielfältigen Sterbens um Nelly herum die Rede ist, ist nicht Nellys Trauer, sondern die der Autorin. Sie erscheint jedoch nicht so sehr als

Trauer um den Verlust bestimmter Menschen, sondern als Trauer um den Verlust von Leben, den diese Menschen zu Lebzeit erlitten haben. Und um ungenutzte, vorenthaltene Lebensmöglichkeiten, schließlich auch um die Vergänglichkeit des Lebens allgemein. Die Autorin schreibt in einer eingblendeten Passage, in der vom Tod ihrer Mutter im Jahr 1968, vom Herbst, vom Altern, vom Tod Pablo Nerudas die Rede ist:

Aber du weinst nicht um ihn. Du weinst um alles, was einmal vergessen sein wird – nicht erst nach dir, mit dir zusammen, sondern solange du da bist und von dir selbst. (351)

Sie geht über in eine Beschreibung von Lebensverlust während des Lebens, von Alternsphänomenen. Sie defokussiert den konkreten Anlass zur Trauer, hebt die Verlusterfahrung ins allgemeine und bezieht sie auf die Intensität des Lebens, deren Nachlassen zu Lebzeiten sie bei sich selber aufspürt.

2.5 Schwierigkeiten mit der Kohärenz der eigenen Person: autobiographische Rekonstruktion als Versuch der Rückgewinnung abgespaltener Erfahrungen

Das so kompliziert und in Unterbrechung der Erzählstränge durch Zeitsprünge und Reflexionen geschriebene Buch sucht einem nicht minder komplizierten und äußerst mühsamen jahrelangen Prozess schriftstellerischen Ausdruck zu geben. Dadurch wird er transformiert in einen gestalteten literarischen Text, der gerade in formaler Hinsicht innovativ ist und auf die Geschichte autobiographischen Schreibens Einfluss gewonnen hat.

Es geht der Autorin inhaltlich um den Versuch, durch kritische Erinnerungsarbeit sich vorzuarbeiten in Bereiche des Vergessenen und Verdrängten, von deren Freilegung und Integration in ihr Bewusstsein sie sich die Wiederbelebung abgetöteter Zonen der Person und damit eine Überwindung der Spaltung erhofft, die sie zwischen sich als schreibender Person und dem Kind, das sie einmal war, empfindet. Dem verschafft sie in der formalen Gestaltung auch Ausdruck. Ihr Buch beginnt mit den Worten: „Das Vergangene ist nicht tot. Es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen uns von ihm ab und stellen uns fremd.“ (9)

Anders als im Modell der psychoanalytischen Bearbeitung von Traumata, das dieser Gedankenfigur zugrunde liegt, geht es bei Christa Wolfs Bemühungen darum, bereits in der Rekonstruktion das Allgemeine im Einzelfall deutlich werden zu lassen. Andererseits macht sie es zum Gestaltungsprinzip, dass sie zugleich auch die ihr zur Verfügung stehenden Reflexionen auf das Allgemeine an diesen ihren Einzelfall beständig heranträgt. Das ist eine der vielen Spannungen, unter denen dieser Text geschrieben ist.

Das Allgemeine, von dem die Rede ist, ist der politisch-historische Kontext ihres Aufwachsens: Nationalsozialismus, Krieg, Völkermord an den europäischen Juden, Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten. Dieses Geschehen nun ist in der Sicht der Autorin in einer Weise mit realer kollektiver Schuld beladen, dass sie bei der Rekonstruktion der individuellen Erfahrung eines Kindes und einer Jugendlichen das Thema Schuld, Verantwortung und persönliches Versagen nicht ausklammern kann und will, geht es ihr doch um das „moralische Gedächtnis“ (48). Das Thema Scham, das das Problem der eigenen Betroffenheit vielleicht am ehesten tref-

fen könnte, wird bezeichnender Weise nicht angesprochen.⁵ Christa Wolfs Selbstkonfrontation erfolgt durch die eingangs beschriebene Fokussierung auf die „dunklen“ Seiten ihrer Kindheit und die Zwiespälte ihrer Jugend, um sich in diesen der nachträglichen Glättung unterworfenen Konfliktzonen der eigenen Lebendigkeit zu nähern und sie für sich zurück zu gewinnen. Diese Konflikte werden beständig im Blick auf Anpassungsmechanismen an das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus und seine Ideologie von der Höher- und Minderwertigkeit von Menschen beschrieben. Dabei zeigt sich, dass die Konflikte des Kindes und der Jugendlichen von äußeren Anpassungswiderständen zu inneren Spannungen und Konflikten umgewandelt werden, auf die Nelly mit Überforderung und mit körperlichen Zusammenbrüchen reagiert. Schließlich geht sie – nach dem „äußeren Zusammenbruch“, dem Kriegsende – in einem Zugleich von autonomer Neuorientierung und dem Durchstehen einer lebensgefährlichen Krankheit – „geheilt“ – daraus hervor.

Dies geschieht allerdings um den Preis der Abwendung von der Vergangenheit (und ihrer Familie) und der Unterdrückung der Selbstwahrnehmung ihrer inneren Empfindungen. „Notreife“ ist hier das Stichwort.

Die Wiederannäherung an dieses Kind gelingt der Autorin aber nicht in einer eindeutigen und klaren Weise.

Und die Vergangenheit, die noch Sprachregelungen verfügen, die erste Person in eine zweite und dritte spalten konnte – ist ihre Vormacht gebrochen? Werden Stimmen sich beruhigen? Ich weiß es nicht. (473)

Die Autorin hat weiterhin damit zu kämpfen, dass die wirkliche Übereinstimmung von Wahrnehmungen und Empfindungen mit ihren Gedanken und dem, was sie sagen kann, nicht gegeben ist und ein Traum, eine Utopie bleibt. Die „Erlösungshoffnung“ (227), von der sie unter Rückgriff auf den polnischen Autor Brandys spricht, bewahrt sich nicht; sie wird jedoch auch nicht aufgegeben, sondern in den Bereich ihrer Träume verschoben. So endet der Text mit einer Defokussierung und Entgrenzung der eigenen Person in einer Öffnung zur Traumwelt:

Nachts werde ich – ob im Wachen oder im Traum – den Umriss eines Menschen sehen, der sich in fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt, durch den andere Menschen, Erwachsene, Kinder ungezwungen hindurchgehen. Ich werde mich kaum verwundern, dass dieser Umriss auch ein Tier sein mag, ein Baum, ein Haus sogar, in dem jeder, der will, ungehindert ein- und ausgeht. Halbbewußt werde ich erleben, wie das schöne Wachgebilde immer tiefer in den Traum abtreibt, in immer neuen, nicht mehr in Worte faßbare Gestalten, die ich zu erkennen glaube. Sicher, beim Erwachen, die Welt der festen Körper wieder vorzufinden, werde ich mich der Traumerfahrung über-

⁵ Scham ist schwerer als Schuld zu ertragen, ist es doch das Erleben der Bloßstellung in den Augen Anderer und des Herausgefallenseins aus der sozialen Zugehörigkeit. In der aktuellen Diskussion um Günther Grass und dessen spätes Eingeständnis seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS wird von ihm selbst im ARD-Interview mit Ulrich Wickert, (gesendet am 17.8.06) betont, die Scham sei es gewesen, die diese Barriere geschaffen habe. In „Kindheitsmuster“ taucht Scham nur ein einziges Mal als Begriff auf (bereits von mir zitiert), und zwar im Zusammenhang von Nellys Kindheit und ihrem Bestreben, die Mutter davor zu verschonen, sich ihres Kindes schämen zu müssen. (33)

lassen, mich nicht auflehnen gegen die Grenzen des Sagbaren. (477, Hervorhebung I.B.)

Ausgespart bleibt – und das ist Christa Wolf vielfach vorgeworfen worden – eine explizite Auseinandersetzung mit den „Grenzen des Sagbaren“ angesichts des kommunistischen Herrschaftssystems, in dem sie lebte und mit dem sie eine kritische Identifikation verband. Sie tut es nur in Andeutungen und unter Zuhilfenahme von Traumberichten oder ins Abstrakte gehobenen Reflexionen. Denn die Schwierigkeiten, Wahrnehmungen, Fühlen, Denken und Sagen in Übereinstimmung zu bringen, sind ja nicht nur Probleme, die die Autorin intrapersonal zu bearbeiten hatte, sondern sie schrieb in einem politischen Kontext, der ihr Rücksicht und Selbstzensur abverlangte. So ist die Gewinnung der Kohärenz der eigenen Person nicht nur eine Frage der Wiederaneignung der Vergangenheit, sondern auch eine der gelebten Gegenwart, die Christa Wolf aus der von ihr thematisierten Problematik – wie sie selbst sieht – nicht entlässt.

3. Eva Zeller: Autobiographisches Schreiben als Selbstoffenbarung und Zeugenschaft

3.1 Kennzeichnung der Autobiographie

Die Autobiographie umfasst zwei Bände, deren erster („Solange ich denken kann“) die Jahre von Eva Zellers Geburt 1923 bis 1941, ihrer Flucht aus dem Arbeitsdienstlager, beschreibt. Der zweite („Nein und Amen“) schildert die Jahre 1941 bis 1945 und beschreibt ihre erste Liebe, Heirat und Geburt ihrer Tochter und die komplizierte Verwicklung des privaten Geschehens in die Kriegseignisse.

Auch Eva Zeller wählt verschiedene Modi von Distanz und Nähe zur Protagonistin und beschreibt die Kinderjahre in der dritten Person, die aufgespalten wird in „das Kind“ und „E-M“ (die Abkürzung, die ihr Vater in Briefen für sie verwendet und die sie selber wählt für die Beschreibung des Kindes im väterlichen Einflussbereich). Mit dem Größerwerden des Kindes wechselt die Autorin in die Ich-Perspektive und lässt keinen Zweifel daran, dass es ihre eigenen – wenn auch im Prozess des Erinnerns bearbeiteten⁶ – Erfahrungen sind, über die sie berichtet (gestützt u. a. auf ihre Tagebücher). Sie macht deutlich, dass sie in der Schreibgegenwart teilweise entsetzt ist über das, was sie einmal empfunden und gedacht hat.

Die autobiographische Erzählung erfährt auch bei ihr eine deutliche literarische Überformung: Gelegentliche Unterbrechung der Chronologie durch zeitliche Vorgriffe, sinnbildliche Überhöhung der Anfangs- und Schlusszene der Autobiographie, Arbeit mit kontrastierenden Gestaltungselementen sowie Einschüben von Kommentaren und erinnerungskritischen Reflexionen. Dennoch entsteht der Leseindruck eines Berichts von Erfahrungstatsachen. Die Dominanz narrativer Teile führt zu erlebnisaktivierter Gegenwärtigkeit der Schilderungen, deren Anschaulichkeit noch durch den fließenden Einbau kursiv gedruckter Zitate von Aussprüchen aus ihrem Umfeld sowie

⁶ Wenn Eva Zeller formuliert „Sich erinnern heißt, nach Worten dafür suchen, wofür man noch keine Worte hatte“ (I, 260), wird jedoch nicht nur der Überformungs- und Bearbeitungsaspekt des Erinnerns betont, sondern auch das produktive Moment: Beim autobiographischen Schreiben gewinnen wichtige Erfahrungen erstmalig eine sprachliche Symbolisierung und werden damit vom Subjekt gewissermaßen erst hervorgebracht bzw. in die Verfügbarkeit des Bewusstseins gehoben.

von Tagebuchstellen, Gedichten und Sprüchen, Verlautbarungen und Dokumenten gesteigert wird. Der Impuls der Autorin ist es, zu zeigen, wie es wirklich gewesen ist in jenen außergewöhnlichen Zeiten – jenseits von Legendenbildung und Rechtfertigung (vgl. unten 4.1). Sie verbindet in ihrer Autobiographie berichtende Zeitzeugenschaft und selbstoffenbarende Aufdeckung ihres Denkens, Fühlens und Handelns im Kontext dieser Ereignisse.

Da sie zum Verständnis meiner weiteren Ausführungen notwendig sind, stelle ich Informationen über die familiäre Situation der Protagonistin und die inhaltlichen Schwerpunkte der Autobiographie meiner Analyse voran.

Die geschilderte Familiensituation ist folgende: Als einziges Kind ihrer ein Jahr nach ihrer Geburt geschiedenen Mutter verbringt Eva Zeller ihre Kindheit im Herkunftsort ihrer mütterlichen Familie, dem Dorf Görzke am Fläming. Sie lebt in einem Drei-Frauen- und Drei-Generationenhaushalt: mit der Großmutter mütterlicherseits (einer verwitweten und verarmten Rittergutsbesitzerfrau) und ihrer Mutter, die Klavierstunden gibt, um den Lebensunterhalt zu verdienen oder doch zu ergänzen. In Görzke lebt zunächst auch der Bruder der Mutter mit Frau und zwei Kindern. Das Gutshaus, der ehemalige Familiensitz, der im Ort liegt und in dem Eva Zeller ihre ersten Kindheitsjahre verlebte, hatte während der Weltwirtschaftskrise verkauft werden müssen und steht leer. Dennoch führt die Familie zwar ein etwas abständiges, aber gleichwohl selbstverständlich in den Ort integriertes Dasein, ohne Not zu leiden.

Mit dem geschiedenen Vater ihres Kindes steht die Mutter und ihre gesamte Sippe auf Kriegsfuß, da dieser sich allen von der Familie und ihrem Umfeld vertretenen moralischen Maßstäben entzieht. Trotz erheblichen Wohlstands (er ist ein angesehener und international bekannter Wissenschaftler, Spezialist für Technikgeschichte) ist er nicht oder nur punktuell bereit, materiell für seine Tochter aus zweiter Ehe aufzukommen (er lebt bereits in vierter Ehe und hat mehrere Kinder verschiedenen Alters von verschiedenen Frauen). Aber mehr noch ist es – so sieht es die Autorin – sein egozentrisch arbeitsorientiertes und zugleich offensiv genussorientiertes und sexuell ausschweifendes Leben, seine Bindungslosigkeit und sein persönlicher Egoismus, der die gesamte mütterliche Herkunftsfamilie schockiert. So wird überliefert, dass er nicht nur die Mutter Eva Zellers bei einer ersten Schwangerschaft vor der kurzen Zweckehe zur Abtreibung genötigt hat und auch Eva nur gegen seinen Willen zur Welt gekommen ist: Auch eine junge Kusine der Mutter wurde parallel zu diesen Ereignissen von ihm schwanger und beging daraufhin Selbstmord. Die kurze Ehe wird von der Mutter als „Hölle“ (I, 17) bezeichnet und ist offenbar seitens des Vaters nur aus ökonomischen Kalkulationen eingegangen worden (das Rittergut war seinerzeit noch nicht verkauft). Seine ehemalige Frau, so wird es geschildert, ironisiert er in ihrem traditionellen und familienorientierten Lebenskonzept, sucht sie lächerlich zu machen und zu demütigen. Mehr noch: Er bekämpft sie und sucht sie aggressiv dort zu treffen, wo sie am verwundbarsten ist, an der Liebe zu ihrer Tochter. Er setzt auf gerichtlichem Wege durch, dass der Mutter ein amtlicher Erziehungsbeistand zur Seite gestellt wird und dass seine Tochter während aller ihrer Schulferien nach Berlin zu kommen hat. Gleichzeitig kommentiert er in regelmäßigen Berichtsbriefen an die Mutter, die der Autorin viele Jahre später in die Hände fallen, das gehemmte und abweisende Verhalten der Tochter als Ergebnis ihrer Erziehungsunfähigkeit und sucht sie darüber hinaus mit negativen Nachrichten über diese immer wieder zu verletzen und mit Interventionsandrohungen zu ängstigen.

Diese komplizierte und feindselige Konstellation führt nun dazu, dass die Protagonistin einerseits mit höchster Identifikation in den überschaubaren Familienbeziehungen und dörflichen Sozialbeziehungen ihres Herkunftsortes „zu Hause“ ist, andererseits trotz negativer Voreinstellung gezwungen ist, alle Ferien im Berliner Haushalt ihres Vaters und dessen neuer Familie zuzubringen. Dieser will ihr die Weltstadt und einen anderen kulturellen Horizont nahe bringen und wertet ihr ländliches Dasein als hinterwäldlerisch ab. Sie fühlt sich in Berlin nicht nur nicht wohl, sondern entwickelt aus Heimweh und Widerwillen chronische Darmstörungen, die in späteren Jahren zu akuter Gefährdung (Darmkrebs) führen. Auch die Information über diese Gefährdung wird vom Vater gegen die Mutter (Dramatisierung) und später auch gegen die Tochter (zur Verhinderung ihrer Heirat) als Waffe eingesetzt.

Die Auseinandersetzung mit dem abgelehnten Vater, nach dessen Anerkennung und Liebe sie sich trotzdem sehnt (wie sie berichtet), ist einer der bestimmenden Schwerpunkte besonders des ersten Bandes der Autobiographie.

Im zweiten Band spielt die Auseinandersetzung mit dem Vater zwar weiter eine Rolle, sie tritt jedoch als Thema zunehmend zurück gegenüber der Beschreibung der Liebesgeschichte der Protagonistin mit dem jungen Soldaten namens Dirk (er kommt bei Kriegsende ums Leben), auf den sie ihre autonom werdenden Strebungen nahezu vollständig ausrichtet. Als er wegen einer Hepatitisinfektion im Lazarett in Bad Kissingen liegt, gelingt es ihr, für sich selbst eine Kur dort durchzusetzen, um in seiner Nähe zu sein. Im Weiteren verlegt sie ihre Studienorte – sie studiert Germanistik und Kunstgeschichte – in die Region seiner inländischen Dienstorte (Dirk ist nicht mehr fronttauglich). Sie studiert in Würzburg, Marburg, Greifswald und Berlin. Sie schildert kontrastierend die zunehmende Abspaltung der privaten Beziehungserfahrungen von den eskalierenden Ereignissen des Krieges, der nun auch die deutsche Zivilbevölkerung trifft. Als die Protagonistin 1944 schwanger wird, heiraten sie. Mit Fortschreiten der Schwangerschaft erfolgt eine weitere Abschirmung ihrer Wahrnehmungen des politischen und kriegerischen Geschehens zugunsten der Geburtsvorbereitung und -sicherung, die auf Initiative der Mutter trotz allgemeiner Fluchtbewegungen nicht in Görzke, sondern in Osterburg bei Stendal erfolgt. Danach kehrt sie mit ihrer Mutter wieder zurück nach Görzke, wo beide den Einmarsch der Russen und die Verwandlung ihres ehemaligen Gutshauses in die russische Kommandantur erleben.

3.2. Basiserfahrungen des Kindes: Angst und Absonderungsbedürfnis

Die Autobiographie beginnt mit der Schilderung von Schlüsselereignissen, auf die die Autorin im weiteren Text wiederholt zurückkommt. Das erste ist die Angst des Kleinkindes vor dem sich aufplusternden Puter; das zweite ist ein Sich-tot-Stellen der Mutter, um die Liebe ihrer Tochter auf die Probe zu stellen; das dritte ist ein eigenwilliges Sich-weg-Stehlen des Kindes während des Schützenfestes, um im verlassenem Dorf allein zu sein.

Bestimmend für den Anfang der Autobiographie ist zunächst die *Angst* des kleinen Mädchens, die beschrieben und gedeutet wird als Angst *vor* dem Vater und Angst *um* die Mutter. Das Verhältnis zum Vater ist in der die Autobiographie einleitenden Szene mit dem Puter, der in einem engen Gang den Weg in den Garten versperrt, ver-sinnbildlicht.

Meine grellfarbigste Erinnerung ist ein Puter, der sich aufführt in der Sonne, indes ich in einem schwarzen Gang stecke und das Gepränge mit ansehen muss. (I, 7)⁷

Zugleich wird dies als reale Erfahrung eines kleinen Mädchens vor dem Drohverhalten eines aggressiven Tieres beschrieben.

Sich mit kleinen Schritten durchs Dunkle gehen sehen. Ich will in den Garten, ich will immer in den Garten, es führt aber kein anderer Weg dorthin als durch den Gang. (...) Ich bin schon in der Gangmitte, wo es am dunkelsten ist. Es wird noch dunkler. Der Puter kommt. Zu beiden Seiten der Ziegelsteine sind Rinnen zum Abfließen der Jauche. Ich falle oder werfe mich hin. Der Puter ist zu plump zum Fliegen. Er flattert den Gang entlang. Er pumpt. Ich schreie. Er fliegt in den Wirtschaftshof, ich an den Hennen vorbei, in den Garten. Im Nu reifen die Stachelbeeren. Im Garten kann das Kind schreien so laut es will, niemand hört es hier. (I, 8)

Eva Zeller beschreibt darauf hin ihr Reaktionsmuster:

Mitten im schönsten Schreien abbrechen, das Gartentor zumachen, den eisernen Riegel vorschieben zwischen sich und dem Puter, ein Stehaufmännchen sein – also du bist das reinste Stehaufmännchen – die Flucht nach hinten in den Obstgarten antreten, leise sein, sich tot stellen, sich den Mund voll Stachelbeeren stopfen, unter Tränen die süße grüne Grütze aus den Schalen suckeln, die Schalen auslutschen, ausspucken oder auf die Stacheln spießen, erfinderisch sein im Sichselbertrösten. (I,9)

Um sich selbst in ihrer Gegenwart besser zu verstehen, spürt Eva Zeller den Erfahrungen ihrer Kindheit nach, die erst wieder freigelegt werden müssen und sich der geläufigen Sicht, diese Kindheit sei eine glückliche gewesen, nicht fügen.⁸ Sie verdeutlicht sie aber andererseits auch keineswegs zu einer unglücklichen und berichtet auch von beglückenden Erfahrungen und Geborgenheitsgefühlen.

Die zweite Schlüsselszene des Autobiographiebeginns beschreibt die verzweifelte Angst des kleinen Mädchens um die Mutter, die leblos daliegt, um die Liebe der Tochter auf die Probe zu stellen. Angst um die geliebte Mutter und Rücksicht auf sie sind ein bestimmendes Element ihrer Kindheit. Sie beschreibt das folgendermaßen:

⁷ In die darauf folgende detaillierte Beschreibung des sich aufplusternden Puters fließen Formulierungen ein, die die deutlich sexuelle Komponente dieses Bildes betonen.

⁸ Im Blick auf die zitierte Szene reflektiert sie: „Runtergeschluckte Angst, verschmerzter Kummer. Hat es sich etwa nicht um ein glückliches Kind gehandelt, dessen Geschichte das Gedächtnis bloß lange genug wiederkäuen muss, um sie schmackhaft zu finden? Sind wir gar nicht gewesen, was wir meinen gewesen zu sein? Wir müssen unbedingt wissen, wer wir gewesen sind, um zu begreifen, daß wir so haben werden können, wie wir uns zur Zeit der Erinnerung zu unserem Erstaunen wiederfinden: so wunderbar geworden, so spinnefeind allem Aufgeplusterten, so in sich gekehrt, so versessen auf Stille.“ (I,9)

Es handelt sich um eine Tochter, die ihrer Mutter nie Kummer bereiten darf. Ich habe nichts weiter auf der ganzen Welt als dich. Das darfst Du nie vergessen. (I, 12)

Für das Kind Eva gilt ohne Einschränkung das selbstauferlegte Gebot der Rücksichtnahme im emotionalen Verhalten, um die Mutter zu schonen. Sie schreibt:

Kindertränen bringen Mütter nicht aus dem Gleichgewicht. Erst die ungewein-ten, nun bald an den Ferienanfängen, sind die wahren Tränen, die, die der Mutter nicht zuzumuten sind. Das Kind hat nicht mehr lange gut weinen. (I, 47)

Die dritte Schlüsselszene des Autobiographieanfangs, die Absonderung vom Schützenfest, steht für die eigensinnigen und sozial nicht teilbaren Erfahrungen:

Wegen nichts und wieder nichts vom Schützenplatz weg in das Dorf zurück, das verändert ist durch die Abwesenheit aller. Umso anwesender ist das Kind. Es muß eine zu Herzen gehende Veränderung erlebt haben, weshalb sonst hätte es sich abseits gehalten, alle Jahre wieder, wenn es hier nicht ganz neue Gefühle zu entdecken gäbe, an die sie sich erinnert, als eine angenehme Irritation, eine Umkehrung des Gewohnten.

Das verlassene Dorf hat nichts Gespenstisches. Es verrätselt sich aber. An keinem anderen Tag des Jahres kann man das erleben. An keinem anderen Tag glänzt der graue Trittstein des gegenüberliegenden Hauses so blank, da, wo er am tiefsten eingetreten ist. Das Kind kann sich nicht vorstellen, nicht laufen zu können. Es geht weiter durch die Straßen, an dem geschlossenen Postamt vorbei, an Schule, Kirchen, Tonwarenfabriken. Steht in folgenden Jahren am geschlossenen, schmiedeeisernen Tor des Gutshofes und kommt sich sehr groß vor, weil es hier einmal klein gewesen ist. Es kostet den Triumph aus, allein zu sein. Niemand ist da, der ihm zuschauen könnte, wie es mit seiner umflochtenen Weidenrute geht, um Stille zu wünschen. (I, 37 f.)

Durch die Absonderung und die Tatsache, dass sie den Weg des Schützenzuges – und des gewohnten sozialen Lebens – „gegen den Strich“ zurückgeht und das Gewohnte verfremdet wahrnimmt, erlebt das Kind sich selbst in einer Sonderbeziehung zu seiner Umgebung. Es scheint dabei zugleich selbstvergessen und voll ungewohnten Selbstgewahrseins – wie es zugleich bei den Dingen und beim Imaginieren des Nichtlaufen-Könnens im Rollstuhl und beim Größergewordensein am Tor des Gutshofes ist. Durch das Heraustreten aus dem Gewohnten und Gemeinschaftlichen spürt und verhält das Kind sich selbst neu und anders. Es ermöglicht sich einen eigensinnigen Zugang zur umgebenden Welt und erlebt die „Verschwörung der Dinge“ (39).

Das damit angesprochene Thema: Eigensinn und Eigensein, Nichtmitmachen, sich Verstecken, taucht in der Autobiographie immer wieder auf. Es gewinnt dabei, je weniger sich die soziale Welt auf die Familie beschränkt, auch einen kritischen Aspekt als Distanzierung von den Zumutungen des politischen Gemeinschaftslebens.

War jedoch beim Verlassen des Schützenfestes durch das Kind ein freies Experimentieren mit im Spiel, so tritt bei den meisten geschilderten Rückzugssituationen⁹ das Moment der Flucht hinzu, ein Verhaltensmuster, das einerseits defensiv ist und von Angst bestimmt, andererseits jedoch weiterhin das eigenwillige Bedürfnis nach Abständigkeit zum Ausdruck bringt.

Angst ist – neben der Liebe – das beherrschende emotionale Thema der Autobiographie. Der Text beginnt mit einer Angst auslösenden Szene, und beide Teile enden jeweils mit dem Thema Angst: mit dem Bericht über das Verhalten des Vaters angesichts der Darmoperation, die auf die Angst der Mutter um das Leben der Tochter zielt, im ersten Teil und im zweiten mit der Angststarre der jungen Frau vor der Willkür der russischen Offiziere im Gutshaus Görzke.

3.3 Das Zusammenwirken der familialen Konstellation mit den politischen Machtstrukturen: Vereinseitigte Loyalität und blockierte politische Aufklärung

Eva Zellers Familiensituation teilte sich – wie bereits eingangs beschrieben – auf: einerseits in eine Mutter- und Großmutterwelt der Geborgenheit, Überschaubarkeit und Vertrautheit, die bedingungslose Loyalität von der Tochter erwartete und mit hoher Identifikation ausgestattet wurde, andererseits in eine Vaterwelt, die als aufgezungen und fremd erlebt wurde und die aus Loyalität zur Mutter und zur mütterlichen Familie in jeder Hinsicht, vor allem aber moralisch, abgelehnt werden musste. Das Kind hatte sich, so schildert es die Autorin, mit dem Pendeln zwischen der ländlich mütterlichen und der großstädtisch väterlichen Welt seit dem zweiten Schuljahr an zwei grundverschiedene soziale Erwartungssysteme anzupassen bzw. hatte mit der geforderten Anpassung an die väterliche Welt zu kämpfen. Es gerät dabei in eine Spannung, die sich auch somatisch niederschlägt und sich mit ihrer Neigung zu Fluchtverhalten verbindet: Sie leidet an chronischen Bauchschmerzen, hat Ansätze von Essstörungen („Kummerspeck“) und tendiert zur Flucht in die Krankheit.

Die durch die Nötigung zur einseitigen Parteinahme für die Mutter bestimmte Auseinandersetzung der Tochter mit dem Vater ist, je älter sie wird, immer stärker eingebunden in den politisch-historischen Kontext, den sich durchsetzenden Nationalsozialismus. Dieser dringt einerseits zunehmend in den privaten Bereich ein, holt aber auch das Kind (und die Jugendliche) aus dem privaten mütterlichen Rückzugsbereich heraus, indem er es der ideologischen Gemeinschaftserziehung unterwirft. Im Hinblick auf den Nationalsozialismus, seine Ideologie und Machtpolitik, bilden die beiden Welten, in die das Dasein des Kindes gespalten ist, krasse Gegensätze.

Während die Mutter unpolitisch angepasst dem erstarkenden Nationalsozialismus unkritisch gegenübersteht, die Großmutter aus ihrer christlichen Grundüberzeugung heraus eine wortkarge Reserviertheit an den Tag legt und beide mit mehr oder weniger Unterstützung zulassen, dass die Tochter bzw. Enkelin sich mit zunehmender Identifikation als Jungmädelführerin bewährt, profiliert sich der Vater als scharfsichtiger, treffsicher analysierender Kritiker gegenüber dem Nationalsozialismus und

⁹ Es sind dies das Absondern von der väterlichen Familie in Berlin durch Rückzug in die Küche zum Küchenmädchen Rieke, mit der sie eine andere Sicht auf die soziale Welt teilt; das Verlassen des Jungmädellagers in Trassenheide; die Rückkehr nach Hause wegen Krankwerdens im Ertüchtigungslager in Stolberg, das Verstecken hinter dem Vorhang im Chemiesaal in Droyssig und das unangemeldete Umherschweifen in der Umgebung des Internats sowie schließlich die Flucht aus dem Arbeitsdienstlager.

seinem Machtapparat. Er verbietet seiner Tochter in Berlin sogar den Hitlergruß und nimmt ihr die Jungmädelluniform weg. Diese Konstellation führt zur Verstärkung der Parteinahme des Kindes für den Nationalsozialismus und zu einer doppelten Tabuierung von Kritik (durch die Herrschenden wie durch das Gebot der Ablehnung des Vaters). Dies gilt besonders auch für die für den Vater typischen Distanz schaffenden lockeren Sprüche, Witze und Ironisierungen.¹⁰ Die Tochter entwickelt wiederholt Phantasien und Impulse, ihren Vater zu denunzieren, was sie jedoch nicht in die Tat umsetzt. Obwohl sie tabuiert sind, graben sich die Distanz schaffenden Sprüche des Vaters und die Möglichkeit einer ironischen Sicht auf die Ideale und Rituale des Nationalsozialismus nachhaltig in das Gedächtnis der Tochter ein und stehen ihr später als Denkmöglichkeit zur Verfügung.

Verstärkt wird die ideologische Einschwörung des in die Pubertät kommenden Mädchens auf den Nationalsozialismus noch durch die Tatsache, dass es mit zwölf Jahren auf das zunächst christliche, dann aber sich verstärkt nationalsozialistisch profilierende¹¹ Mädcheninternat Droyssig in Sachsen geschickt wird. Die Gemeinschaftserziehung wird nahezu total, und ideologische Überhöhung bestimmt viele zentrale Unterrichtsinhalte. Dies trifft bei der schwärmerischen und sehnsuchtsvoll gestimmten Heranwachsenden auf bereitwillige Aufnahmebereitschaft. Umfangreiche Lektüre von Autoren wie Hesse, Jünger, Rilke, Carossa, Binding etc. unterstützt die Bereitschaft zur Identifikation mit der nationalsozialistischen Ideologie. Andererseits kann das gleichermaßen vorhandene Bedürfnis nach Rückzug und Privatheit nur noch über Regelverstöße (Verstecken, unangemeldet Weggehen) der Institution abgetrotzt werden. Abweichendes Denken ist zunehmend tabuiert und wird für die Jugendliche durch die aversive Vaterbeziehung in der politischen Dimension zusätzlich blockiert und in dieser Zeit nicht entwickelt.

Erst während erlebter Schikanen im Arbeitsdienst nach dem Abitur und aufgeschreckt durch die Notwendigkeit, bei einer zu verheimlichenden Geburt einer minderjährigen Kameradin Nothilfe zu leisten, wird der Protagonistin der Widerspruch zwischen überhöhten Worten und inhumanen Strukturen und Verhaltensweisen kurzzeitig bewusst. Es bricht sich Distanzierung Bahn beim Fahnenappell im Anblick des „leer gebluteten“ (I, 385) Mädchens, das sich nichts anmerken lassen darf.

Dort ist Marias rundes Gesicht. Wir sehen uns oft an. Sie kippt nicht um. Ein Lied. Ein Spruch. Das ganze Trallala. Kann mir einer vielleicht sagen, was ich hier soll? Ich habe dieses Unbehagen immer doppelt unterdrückt, einmal, um nicht anders zu sein als alle, schon gar nicht mitten im Krieg, mehr noch, um bei Gott nicht einer Meinung mit meinem Vater zu sein. Zwei Seelen – ein Gedanke. Alles könnte meinerwegen eintreten, nur das nicht. So weit kommt es noch, daß ich ihm direkt in die Arme laufe, wohin ich am allerwenigsten gewollt habe. Jetzt bin ich bloß zu unausgeschlafen, um dieses Unbehagen unter-

¹⁰ Goebbels-Reden nennt er „Rumpelstilzchens Märchenstunde“, Göring wird charakterisiert mit dem Kabarettvers „Rechts Lametta, links Lametta, und der Bauch wird imma fetta“, BDM heißt bei ihm „Bubi drück mich“, er spricht von „Pimpfonie in Bal-Dur“ sowie von den „Himmelschen Heerscharen“. Deutschland heißt für ihn „Zwei Silben Hysterie“ und Hitler „der wildgewordene Gefreite“.

¹¹ Dieser Übergang wird nach außen sichtbar, wie Zeller berichtet, durch die Ersetzung des segnenden Thorwaldsen-Christus in der Eingangshalle durch ein Hitler-Portrait.

drücken zu können. Jetzt geht mir alles auf die Nerven, das Lied, der Spruch, die Führerin. Die am allermeisten. (I, 383)

Aber auch ein Baldur-von-Schirach-Spruch, den sie plötzlich nicht vollständig über die Lippen bringt und der einen Machtkampf mit der Führerin auslöst, ruft blockierende Aversion hervor:

Mit einem Male zeigen die Wörter mir ihre stinkigen Eingeweide. Es stinkt mir. Das ganze Trallala. (I, 385)

Die Entwicklung von Widerstand, die in der Flucht aus dem Arbeitsdienstlager gipfelt, führt die Protagonistin folgerichtig dazu, sich erstmalig von sich aus an ihren Vater zu wenden, in ihrer illegalen und zugleich auch wieder durch Krankheit geschwächten Situation. Allerdings ist der Vater ihr keine wirkliche Hilfe, da er ihr vorschlägt, zu ihm nach Kassel (wohin sein Archiv ausgelagert wurde) zu kommen und seine Mitarbeiterin zu werden, und in keiner Weise auf die Bedürfnisse seiner Tochter eingeht. So kommt es – wie der zweite Band der Autobiographie beschreibt – zu keiner nachhaltigen Annäherung. Die eingespielte Widerständigkeit gegenüber den nicht nachlassenden Bemühungen des Vaters, durch politische Gespräche seine Tochter dazu zu bringen, nicht ihr „deutsches Gemüt, sondern ihren Verstand zu trainieren“ (II, 44), setzt sich weiterhin fort.

3.4 Liebe und Mutterschaft als neues Sinnzentrum: Abspaltung der Kriegsrealität aus der Wahrnehmung und schwindende Identifikation mit dem Nationalsozialismus

Die äußerliche Anpassung an Rollenerwartungen, die schon in der Kinderzeit vor allem in Berlin eingeübt wurde, dort aber nie zufrieden stellend gelang, wird von der Protagonistin während ihrer Ersatztätigkeit für den Arbeitsdienst, der Arbeit für das Deutsche Frauenwerk, perfektioniert. Zugleich zieht sie ihre Identifikation aus der von ihr dort zu verbreitenden Nazi-Ideologie immer mehr ab. Grund ist weniger eine wachsende politische Kritik (obgleich sie vieles im Frauenwerk lächerlich zu finden beginnt), sondern umfassende Verliebtheit, die ihr die Entwicklung eines intimen Selbstausdrucks und geteilter Privatheit jenseits der Beziehung zu Vater oder Mutter ermöglicht. Ihre Liebe wird zum neuen Sinnzentrum. Alle anderen emotionalen Besetzungen und Identifikationen werden gelockert und sämtliche emotionalen Kräfte auf den Partner gerichtet. Dieser ermöglicht ihr das überwältigende Erlebnis, sich bedingungslos akzeptiert zu fühlen:

Dirk erwartet keine Rolle von mir. Er will mich genauso wie ich bin, als habe er die ganze Zeit auf mich gewartet. Dieses Eingetauchtsein in die Zustimmung eines Mannes ist mit nichts bisher Erfahrenem vergleichbar und ist durch nichts Späteres zu korrigieren, weil es kein Späteres für uns geben wird, kein Nach-dem-Krieg. (II, 158f)

Naziherrschaft und Kriegsgeschehen werden als komplizierende und zunehmend bedrohliche „äußere Welt“ abgespalten vom rauschhaften Erleben gemeinsamer Absonderung, der „Zweisamkeit“ der Liebenden. Die Autorin beschreibt diese Aufspaltung von privater und öffentlicher Welt und die Reduktion ihrer Wahrnehmung des

Weltgeschehens klarsichtig und pointiert durch Einschub zahlreicher, das private Leben kontrastierender Detailinformationen über das parallel ablaufende Kriegsgeschehen in dem Text, z. B.:

Während deutsche U-Boote im Atlantik, in den amerikanischen Küstenmeeren, im Nord- und Mittelmeer im Monat Juli 110 alliierte Handelsschiffe und insgesamt 455.800 Bruttoregistertonnen versenken, rennen wir Hand in Hand ins Meer, treiben ein silenisches Spiel mit einem Element, das uns trägt und vorm Untergang rettet (...) Der Krieg umschließt uns wie das Wasser den Schwimmer, aber er dringt nicht in uns ein, sonst würden wir untergehen. (II, 134)

Diese Abspaltung des immer bedrohlicher werdenden Kriegsgeschehens von der privaten Erlebniswelt erfolgt trotz der Tatsache, dass der geliebte Partner überaus kritisch gegenüber den Nazis eingestellt ist. Sie führen offenbar kaum politische Gespräche miteinander. Die Protagonistin setzt ihre beziehungsorientierte Erlebensweise, die schon Kindheit und Jugend bestimmt hat, fort und neigt eher zu einem Verdrängungsverhalten, als dass sie Reflexions- und Analysefähigkeit entwickelte. Die Autorin sieht darin eine Überlebensfunktion: „Sonst würden wir untergehen.“ (II, 134)

Dieses Reaktionsmuster erfährt noch eine Steigerung während ihrer Schwangerschaft im letzten Kriegsjahr und vor allem in den letzten Monaten des Krieges. Hier gerät die junge Frau, die nach Görzke zurückgekehrt ist, geradezu in eine Regression und in eine neue Abhängigkeit zu ihrer Mutter, die energische Initiativen entwickelt und mit ihr nach Berlin und später zur Entbindung nach Stendal aufbricht in allem Flüchtlingschaos, um professionelle ärztliche Betreuung zu sichern und einer vermuteten Evakuierung Görzkes zuvorzukommen. Beide Vorhaben setzen sie wiederholter Lebensgefahr aus. Eva Zeller schreibt zum zweiten Aufbruch:

Ich nehme Öl, Watte, Wundcreme, Nabelbinden mit. Ich denke an alles, nur nicht an das, was man die Weltlage nennt. Außer Angst und Trauer um den Vermissten beschäftigt mich nur noch meine Schwangerschaft und die bevorstehende Geburt. Mich gehen nur noch Sterben und Geburt etwas an. Zerstreute Aufmerksamkeit, verteilte Geschäftigkeit, gemischte Gefühle kann ich mir – so stellt es sich mir rückwirkend dar – nicht leisten. Alles ist auf einen kleinen Kreis gerichtet, der für mich der Weltkreis ist. (II, 264)

Diese Selbstabschirmung und Umgewichtung von Prioritäten ist ein Phänomen, das gerade bei Erstgebärenden vor der Geburt verbreitet ist und auch als biologischer Schutzmechanismus verstanden werden kann. Die aus zeitlicher Distanz berichtende Autorin konstatiert das Verhalten der Protagonistin, bewertet es aber nicht.

Die Frage, ob die Nabelbinde des Kindes richtig sitzt, ist jetzt wichtiger als die, wohin die Bomber in dieser Nacht fliegen. Vollkommen umweltlos liege ich da und zähle, dass meine Tochter an jeder Hand fünf Finger hat. (II, 286)

Zurückgekehrt nach Görzke praktiziert der Frauenhaushalt in den letzten Kriegswochen abwartendes Stillhalten.¹² Die Protagonistin bewegt sich im Spannungsfeld vom verbotenen Hören der BBC-Nachrichten und Horchen auf die Psalmengebete der Großmutter. Sie erkrankt an schwerer Mastitis, was dazu führt, dass ihr „die letzten Kriegstage entgehen“ („Ich fiebere dem Frieden entgegen“; II, 293). So ist sie der Wirklichkeit enthoben.

Die dramatischen Ereignisse beim Ankommen der Russen schildert die Autorin zwar zunächst detailliert und entwickelt dabei teilweise einen verfremdenden Blick. Sie bricht ihre Darstellung aber abrupt ab auf dem dramatischen Höhepunkt der genau beschriebenen Angst der jungen Frau, vergewaltigt oder erschossen zu werden, indem sie mit einer sich ins Déjà-vu und ins Märchenhafte verwandelnden Beschreibung ihres Eintritts in die Küche des Gutshauses ein Sinnbild gestaltet: Das Erwachen aus der Verzauberung des Dornröschenschlafes und das Wieder-lebendig-Werden des Küchenpersonals. Mit dieser Verschiebung ins Märchenhaft-Symbolische, mit der sie zugleich den Anfang ihrer Autobiographie im Gutshaus Görzke und ihre frühesten Kinderjahre wieder aufgreift, schließt die Autorin ihren Text ab. Das Mythische und das Märchenhafte passen zum magischen Denken des Kleinkindes. Es knüpft aber auch an die antirationalen Strömungen der Zeit an, die Eva Zeller geprägt haben. Sie verzichtet auf resümierende Reflexionen und Kommentare. Sie wählt damit nicht den Weg der Analyse und Stellungnahme, sondern ein Bild, das mehrdeutig bleibt und das Moment der Widerfahrnis in den Vordergrund stellt.

3.5 „Nein und Amen“: Gebundensein in Ohnmacht und Angst

„Nein und Amen“ ist der Titel des zweiten Bandes ihrer Autobiographie. Eva Zeller schildert darin eine Szene, in der diese Formulierung fällt. Es handelt sich um ein Gespräch mit einem Pastorenehepaar in Buckau kurz nach dem 20. Juli 1944, das anlässlich der Vorbereitung ihrer Trauung in einer umblühten Gartenlaube stattfand.

Simons haben zwei Söhne, die beide noch zur Oberschule gehen. Sie werden auch noch eingezogen. Davon sind die Eltern überzeugt. Das ist unabwendbar. Den Wehrdienst verweigern kann keiner. Weil wir einfach alle nicht wagen, uns zu weigern, müssen wir Ja und Amen sagen. Sogar wer Nein denkt, muß Amen sagen. Nein und Amen. Um diesen Satz rankt sich Kapuzinerkresse mit Orangeroten kapuzenähnlichen Blüten. Frau Simon sagt ihn und schenkt mir Kaffee nach. Reichlich versehen mit selbstgeerntetem Honig, mit Eiern und Segenswünschen radele ich nach Hause. (II, 211)

Idylle und Ohnmacht liegen hier in tragischer Weise nebeneinander. Ausgangspunkt war das Gespräch über den Bräutigam, der Musik studiert und Gefreiter ist – und auch nicht mehr sein will (und der trotz alledem Soldat ist, der im Krieg umkommt, wie die Autorin, nicht aber die Protagonistin, weiß). Die Segenswünsche werden nicht helfen, „weil wir einfach alle nicht wagen, uns zu weigern“. Selbst die integre und zum Nationalsozialismus kritisch Abstand haltende Großmutter ist nicht auf Seiten der Attentäter des 20. Juli, sondern verurteilt den Anschlag als „Eid- und

¹² Die Situation wird von der „unverwüstlichen“ Großmutter mit dem Gustav-Schwab-Zitat kommentiert „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind / in dumpfer Stube beisammen sind“ (II, 300).

Treu- und Rechtsbruch“ (II, 210), ist sie doch Mutter eines im Ersten Weltkrieg gefallenen Offiziers, mit dessen Ehre und Tapferkeit sie sich über den Verlust getröstet hat.

Der lebensbedrohliche Konflikt mit der Macht, die sich nach dem 20. Juli brutal in Szene setzt, wird auch im Denken nicht wirklich angetreten. Das ist vielleicht die wichtigste Aussage dieser Szene. Eva Zeller beschreibt das Phänomen der Selbstzensur sehr genau.

In diesen Jahren gibt es ja eine ganz bestimmte Weise zu denken, zu reden, sich zu geben, einen ganz bestimmten Stil des Diskurses, mit dem man wohl vertraut zu sein hatte, von dem man tunlichst selbst seine Träume nicht allzu weit abirren lassen sollte. (II, 182)

Die wenigen expliziten Kommentare Eva Zellers zu ihrem eigenen Verhalten und dem ihrer Generation, auf die ich im vergleichenden Teil noch ausführlicher eingehen werde, nehmen sich auf den ersten Blick wie Rechtfertigungen aus.

Man war jung. Ein Satz, der besagt, jeder meiner Generation habe zwei Leben, eines vor, eines nach 1945, und das zweite ist eine ständige Rechtfertigung des ersten, ein Zurechtrücken von Missverständnissen, eine Wegräumen von Verfälschtem. Daß eine ganze Generation die eigene Jugend widerlegen muß, ist ohne Vorbild, denn noch nie ist einer Jugend dermaßen viel versprochen und so wenig gehalten worden. (II, 163)

Es wäre vorschnell, man läse aus diesem Zitat, die Autorin begeben sich in die Opferrolle oder stehle sich aus der Verantwortung. Sie weist vielmehr, das zeigt der Kontext der Aussage, auf die realen Bedrohungen durch den NS-Machtapparat hin, unter denen ihre Generation gestanden hat und die die nachfolgenden Generationen (zumindest in Westdeutschland) so nie kennen gelernt haben.

Die Autorin versucht, in der umfassenden Rekonstruktion der sozialisatorischen Einflüsse die „sanfte Gewalt“ der vor allem durch Sprache vermittelten Prägungen des Fühlens und Denkens nachvollziehbar zu machen. Sie veranschaulicht, dass sich die Entwicklung der Überzeugungen einer Person nicht primär „von innen“ her vollzieht, sondern dass der Weg ganz maßgeblich von „außen“ nach „innen“ geht, vermittelt über personale Beziehungen sowie Rituale und vor allem über Sprache. Die Erfahrungsschilderungen des Textes sind durchsetzt mit Zitaten, mit denen nicht nur Personen charakterisiert, sondern Atmosphären aktualisiert werden, etwa die im Mädcheninternat Droyssig oder in der Arbeitsstelle des Deutschen Frauenbundes.

Dass andererseits der Prozess der politischen Sozialisation jedoch auch in einem totalitären Staat kein passiver war, sondern ein zwar nicht frei gewähltes, aber durch aktives Mitwirken und Sich-Identifizieren bestimmtes Geschehen, davon ist Eva Zellers Text ein beredtes Zeugnis. Die Intention der Autorin ist eine doppelte: sich mit ihren Erfahrungen, Verstrickungen und Verdrängungen im Bemühen um Wahrhaftigkeit zu offenbaren, um sich dabei selbst besser zu verstehen, und verstanden zu werden. Zugleich leistet sie aus ihrer Erfahrungsperspektive heraus eine präzise Beschreibung der historischen Extrembedingungen, unter denen ihre Kindheit und Jugend so vielfältigen Ängsten, Spannungen und Brüchen ausgesetzt war.

4. Vergleich der Autobiographien im Hinblick auf die Kategorien Generation und Geschlecht

Die beiden „Fallinterpretationen“ sind bereits unter dem Gesichtspunkt vergleichbarer Aspekte fokussiert worden. Wichtige Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Autobiographien dürften dabei deutlich geworden sein. Im Folgenden soll darüber hinaus nach generationstypischen und nach geschlechtstypischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden gefragt und vor diesem Hintergrund der Stellenwert beider Autobiographien für die Bearbeitung der Erfahrung von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg für den Prozess kollektiven Erinnerns reflektiert werden.

4.1 Zur Frage der Generationstypik der Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg und ihrer Verarbeitung in den Autobiographien

Beide Autorinnen lassen in ihren Reflexionen und Kommentaren zum rekonstruierten Geschehen erkennen, dass sie aus einem generationalem Bewusstsein heraus schreiben, sich also im soziologischen Sinne als Angehörige einer historisch-politischen Generation begreifen (vgl. Mannheim 1928/29).

Christa Wolf formuliert das besonders deutlich im Zusammenhang von Nellys verfrühter Übernahme von Verantwortung und Schritten in die Autonomie („Notreife“), die einen Verlust an „Jugend“ zu Folge hatte. Dieser lässt die Autorin in der Schreibgegenwart um die verlorenen Jahre trauern:

Aber die Jahre fehlen, für immer. Die Kinder haben es mit Eltern zu tun, die selbst nicht jung gewesen sind. (395)

Von der Generation der „Älteren“ (ihrer Eltern) und der „Alten“ (ihrer Großeltern) hebt sich Nelly – die Jugendliche der erinnerten Gegenwart – dadurch ab, dass sie ihr Leben noch vor sich hat, während die Eltern sich dessen beraubt fühlen und die Alten es bereits hinter sich haben. Nelly erfasst Generationalität zunächst also genealogisch. Doch in die Beschreibung der jammernden und sich streitenden Elterngeneration (vor allem der Tanten), die sich als Opfer des Kriegsgeschehens empfinden, geht der kritische Blick auf den politisch-historischen Kontext mit ein, für den die Elterngeneration nicht in die Verantwortung tritt und von der sich Nelly eher abgestoßen fühlt. Damit wird die Elterngeneration implizit einer massiven Kritik ausgesetzt und im soziologischen Sinne als politische Generation charakterisiert, wenn auch nur in skizzenhafter Andeutung.

Die Merkmale, mit denen die Autorin die als „notreif“ gekennzeichnete Nelly beschreibt: fleißig, streng, verantwortungsbewusst, konsequent und allen Träumen gegenüber verschlossen, sind Merkmale, wie sie für die von Helmut Schelsky (1963) bereits in den 1950er Jahren beschriebene „skeptische Generation“ charakteristisch sind. Die Kenntnis dieser Studie ist möglicherweise in diese Beschreibung mit eingeflossen. Diese Merkmale passen allerdings nicht ohne weiteres zu den utopischen Zukunftshoffnungen vieler überzeugter junger Kommunisten beim Aufbau der DDR.

Zukunftshoffnung in Christa Wolfs Autobiographie äußert sich bemerkenswerter Weise nirgends explizit als eine politische. Sie ist vielmehr „verkörpert“ in der Tochterfigur der Lenka und richtet sich somit auf die weniger belastete und weniger ir-

gendwelchen „Glaubenszumutungen“ ausgesetzte jüngere Generation. Die Autorin reflektiert:

Dir fiel ein, daß Lenka das Wort ‚gläubig‘ nie auf sich beziehen mußte. Dir fielen die grundverschiedenen Glaubensbekenntnisse ein, die du, in Abständen von wenigen Jahren, abgelegt hast. Du überlegtest, daß die Zumutungen, denen deine Generation ausgesetzt war, vielleicht einmalig sind – ein Gedanke, der dich etwas entlastete. (441f.)

Lenka wird beschrieben als freimütig, jugendlich-locker, politisch nachdenklich und engagiert, autonom im Verhalten, sich empörend und reibend an den Problemen des Weltgeschehens (Vietnamkrieg) und dennoch in der Grundstimmung optimistisch. Allerdings ist auch Lenka irritiert durch Erfahrungen in einem sozialistischen Betrieb, in dem inhumane Verhältnisse herrschen, und stößt an die Grenzen des von ihr Beeinflussbaren. Sie geht damit aber robuster um als ihre Mutter.

*Es gibt Sachen, die unlösbar sind. Und das muß nicht einmal an dir selber liegen – oder?
So ist es, sagst du. Antagonistische Widersprüche.
Sie sagt: ‚Hör auf.‘ (319)*

Lenka verbindet sichere humane und sozialistische Grundüberzeugungen mit konstruktivem Lebenspragmatismus, während es der Autorin, so bezeugen die reflexiven Passagen des Textes, aufgrund ihrer generationalen Prägung nicht gegeben ist, anders als träumend aus dem Leiden an den inneren und äußeren Widersprüchen, Spannungen und Brüchen herauszufinden.

Christa Wolf widmet das Buch ihren beiden Töchtern. Auch das kann als Ausdruck ihrer Hoffnung auf die nachfolgende Generation verstanden werden.

Auch Eva Zeller widmet die zwei Bände ihrer Autobiographie jeweils einem ihrer vier Kinder. Und auch hier ist zu vermuten, dass darin neben der spezifischen Botschaft an die jeweiligen Individuen auch ein Bemühen um Verstandenwerden von der jüngeren Generation impliziert ist. Ihr Text, den sie „Roman einer Jugend“ nennt, hat bei aller literarischer Überformung und trotz des Einbezugs moderner Formelemente etwas stark Selbstoffenbarendes und Bekenntnishafte und stellt sich damit mehr in die Traditionslinie herkömmlichen autobiographischen Schreibens als Christa Wolf, in deren Text diese Tradition eine dezidiert moderne „Brechung“ erfährt.

Eva Zeller deckt schonungslos ihre eigene Weltfremdheit auf, ihre idealistische Überspanntheit und hingebungsbereite Eingebundenheit in die nationalsozialistische Ideologie und lässt erkennen, wie die entwicklungstypischen Sehnsüchte einer literarisch sozialisierten Jugendlichen mit bildungsbürgerlichem Hintergrund disponierte für ein Einstimmen in den überhöhten Weiheton nationalsozialistischer Sprüche, Lieder und Texte und die darin enthaltenen visionären Größenphantasien. Sie zeigt auf, wie sie diese Passung selbst mit hervorgebracht hat. Es ist ihr aber vor allem wichtig, darauf hinzuweisen – und hier wird ihre intergenerationale Botschaft explizit –, dass speziell im gesellschaftlich organisierten Generationenverhältnis und hier vor allem in der Schule auf diesen Passungseffekt gezielt hingearbeitet wurde, der somit

auch gesellschaftlich „hergestellt“ worden ist. So jedenfalls lässt sich ein Kommentar auch lesen, der auf den ersten Blick wie eine Rechtfertigung aussieht:

...Und nun, da ich das Unsägliche [die Rede zu ihrem Abitur 1941, I.B.] schwarz auf weiß besitze, soll es bezeugen, was meine Generation nicht zu sagen wagt: Daß wir nämlich keine Geständnisse ablegen können für etwas, das wir nicht getan haben, sondern daß man mit uns etwas getan hat. (I, 364)

Die beiden Motti, die sie ihrer Autobiographie voranstellt, lauten „Wer die Vergangenheit verleugnet, ist in Gefahr, sie zu wiederholen“ (George Santayana) sowie „In der Herrschaft durch Sprache ist ein Herrschaftsgrad von Menschen über Menschen erreicht, demgegenüber physische Gewalt geradezu harmlos und veraltet ist“ (Helmut Schelsky).

Das zweite Motto steht für das, was man der Generation „getan“ hat, einer Generation von Heranwachsenden, die in ein „Sprachbad“ (Lacan) getaucht wurde, das in der Autobiographie durch ständige, in Kursivschrift eingebaute Zitate präsent wird. Deren pointierte Verwendung enthält viel mehr Charakterisierungen und Distanzierungen als die relativ sparsamen Kommentare der Autorin.¹³ Im ersten Motto ist die Aufgabe der Erinnerungsarbeit angesprochen, der Tendenz zur Verleugnung entgegenzuarbeiten, um damit der Gefahr von Wiederholungen zu entgehen – auch eine Aufgabe nicht nur von Individuen, sondern der an Nationalsozialismus und Krieg beteiligten und von ihm betroffenen Generationen. Wie bereits oben etwas verkürzt zitiert, äußert sich Eva Zeller zu ihrer eigenen Generation an einer Stelle sehr deutlich:

Man war jung. Ein Satz, den man oft hört, wenn von jenen fatalen Zeitläufen die Rede ist. Man war jung. Ein Satz, der um Nachsicht bittet. Man war jung. Ein Satz, der besagt, jeder meiner Generation habe zwei Leben, eines vor, eines nach 1945, und das zweite ist eine ständige Rechtfertigung und Korrektur des ersten, ein Zurechtrücken von Mißverstandenen, ein Wegräumen von Verfälschtem. Daß eine ganze Generation die eigene Jugend widerlegen muß, ist ohne Vorbild, denn noch nie ist einer Jugend dermaßen viel versprochen und so wenig gehalten worden.

Freilich belassen es die meisten Leute bei unüberprüfbaren Legenden. Oder sie sagen: Was anderes hätten wir denn sein sollen als Nationalsozialisten oder wenigstens Mitläufer oder stumme Ja-Sager oder Angepaßte, Verführte, Mißbrauchte. Was wäre denn passiert, wenn wir in Sprühdosenschrift, die's damals noch gar nicht gab, eine andere Meinung an die Mauern geschrieben hätten? (II, 163)

Eva Zeller belässt es im darauf folgenden Text nicht bei unüberprüfbaren Legenden, sondern berichtet detailgenau über Kontrollvorgänge, Bespitzelung, das „Verschwinden“ und die Ermordung oppositioneller Personen. Sie berichtet, dass Dirk Schieß-

¹³ Auf die mächtige mentalitätsgeschichtliche Wirkung des durch die Nazis vorangetriebenen Wandels von Leitbegriffen und den damit implizierten Deutungsmustern hat Victor Klemperer in seiner bereits während der Nazi-Zeit verfassten, 1946 erstmals veröffentlichten Studie LTI (Lingua Tertii Imperii) scharfsichtig hingewiesen. (Klemperer 1982)

übungen macht, um sich gegebenenfalls selbst verstümmeln oder umbringen zu können (vgl. II, 220). Sie zeigt die Ohnmacht auf, gerade auch die der kritischen Personen wie Dirk oder der Pastorsfrau und wehrt sich gegen die Anmaßung einer pauschalisierten Beurteilung aus der Außenperspektive und den damit verbundenen Rechtfertigungszwang (wie er ja im Kontext der Studentenbewegung sehr verbreitet war). Sie nimmt das Geschäft der Recherche und des Berichtens selbst in die Hand und formuliert eine durch Erfahrung begründete eigene Sicht auf die Verstrickungen und das Schicksal ihrer Generation.

Es bleibt allerdings dennoch zu fragen, ob Christa Wolf und Eva Zeller wirklich derselben Generation zuzurechnen sind. Gabriele Rosenthal (1979) hat darauf aufmerksam gemacht, dass in Bezug auf die Erfahrungen im zweiten Weltkrieg oft der Unterschied von ganz wenigen Jahren ausreicht, um verschiedene Generationen zu konstituieren. In Bezug auf Christa Wolf und Eva Zeller ist dabei folgende Differenz festzustellen: Christa Wolf gehört ihrer eigenen Sicht nach einer Generation an, die um ihre Jugend gebracht worden ist und die in einem Bruch zur Vergangenheit lebt, der sie sich nicht zugehörig fühlt.

Eva Zeller sieht sich einer Generation zugehörig, die ebenfalls einen Bruch in ihrem Leben erfahren hat, sich aber von den Jungen genötigt sah, sich immerfort auf ihre Vergangenheit beziehen zu müssen. Dadurch wurde sie in ein Rechtfertigungsverhältnis zur Vergangenheit gedrängt. Dieser Unterschied markiert jedoch eher die Differenz der verschiedenen Diskurszusammenhänge, denen die Autorinnen angehörten und die bedingt sind durch den unterschiedlichen politischen Kontext der Autorinnen: DDR oder Bundesrepublik. Einen Generationsunterschied begründet das nicht. Der Bruch mit der Vergangenheit, der in der für die Entwicklung politischer Orientierungen sensiblen Lebensphase erfolgte, ist das Verbindende und Generationsstiftende.

Anders sieht es allerdings aus, wenn man die Generationenkonstituierung mit Oevermann (2001) unter dem Gesichtspunkt des Ablösungsprozesses betrachtet. So ist für Christa Wolf/Nelly charakteristisch, dass das *Kriegsende* und die Abwendung von den Eltern genau zusammenfallen. Mit einem Schlag verlieren ihre Eltern bzw. die gesamte ältere Generation ihre Autorität für Nelly und jegliche Identifikation mit ihnen bzw. Orientierung an ihnen wird aufgegeben. Nelly ist trotz der beschriebenen „Notreife“ nach Kriegsende nicht erwachsen, sondern eine Jugendliche im Aufbruch.

Nicht so Eva Zeller. Die Lockerung der Bindung an Mutter und Großmutter erfolgt zu *Kriegsanfang* mit der Hinwendung zum Partner; die Auseinandersetzung und Distanzierung gegenüber dem Vater, die die Jugendjahre bestimmt hat, wird in dieser Phase abgeschwächt, aber nicht aufgelöst. Mit Heirat und Schwangerschaft erfolgen Schritte in Richtung Übernahme der Erwachsenenrolle. Zum Ende des Krieges ist Eva Zeller durch die äußeren Fakten (Mutterschaft und Verlust des Ehemanns) mit den Aufgaben einer Erwachsenen konfrontiert. Über eine neue Positionierung zu sich selbst, zur Familie und zur Welt wird nicht mehr berichtet.

4.2 Geschlechtstypische Aspekte zentraler Erfahrungen und Reaktionsmuster

Betrachtet man die untersuchten Biographien unter dem Aspekt der Geschlechtstypik, so fällt im Hinblick auf die familiäre Welt zunächst auf, dass die inter- und intragenerationalen Beziehungen zwischen den Frauen weitaus intensiver, mit größerer Bindung und höherer Identifikation ausgestattet sind als die zu den Männern oder zwi-

schen den Männern. Der Eindruck „matrilinear“ Bedeutungsdominanz entsteht.¹⁴ Die Väter sind entweder geschwächt (Christa Wolf) oder werden als bedrohlich abgelehnt (Eva Zeller). Die von ihnen vertretenen Werte (Tüchtigkeit, Fleiß und Rechtsschaffenheit – Nellys Vater; Intellektualität und Libertinage – Evas Vater) spielen eine geringere oder zwiespältigere Rolle als die in der weiblichen Linie verkörperten und vertretenen der Bezogenheit und des Mitgefühls (Nellys Mutter), der Fürsorglichkeit (Evas Mutter), der auf Gläubigkeit gegründeten Integrität und des Gerechtigkeitsgefühls (Evas Großmutter) sowie des Altruismus (Nellys „Schnäuzchen-Oma“). Für die jugendlichen Frauen werden dann Freundinnen und Lehrerinnen bedeutsam, welche letztere in den Augen der Jugendlichen Ideale vertreten, die auf einen größeren Zusammenhang gerichtet sind. Sie bieten sich zugleich über die Herstellung einer persönlichen Beziehung als Identifikationsfiguren an.

Die Schwächung der männlichen Position in den familialen Beziehungen wie in den inneren Repräsentanzen ist – die untersuchten Einzelfälle übersteigend – ein häufig konstatierte Prozess im 20. Jahrhundert. Sie ist u.a. als eine Folge der beiden Weltkriege zu betrachten oder doch durch diese verstärkt und beschleunigt, legt man für den übergreifenden Modernisierungsprozess die sozio-ökonomische Entwicklung als Ursache zugrunde. Diese Schwächung geht einher mit der Stärkung der öffentlichen Artikulationsbereitschaft von Frauen im Hinblick auf ihre Erfahrungen gerade auch während der Kriege, die sie aus anderer Perspektive erlebt haben als die Männer. Zugleich mussten sie sich kriegsbedingt auch in neue Aufgaben und Rollen einarbeiten.¹⁵

Betrachtet man das geschilderte Selbsterleben der Protagonistinnen unter dem Gesichtspunkt geschlechtstypischer Wahrnehmungsmodi, Reaktionsmuster und Verarbeitungsweisen, so ist zunächst eine hoch entwickelte Fähigkeit zur Introspektion, verbunden mit der Bereitschaft zur Offenbarung auch schambesetzter persönlicher Gefühlslagen festzustellen. Diese ist, betrachtet man die Geschichte autobiographischen Schreibens, selbstverständlich keine Disposition, die nicht auch bei männlichen Autoren anzutreffen wäre. Doch die spezifische Bereitschaft, sich selbst als zwiespältig, widersprüchlich und vor allem als verstrickt wahrzunehmen, ist bei den beiden Autorinnen in besonders hohem Maße ausgebildet und zu einem Zeitpunkt mutig in die jeweiligen Diskurse um die nationalsozialistische Vergangenheit eingebracht worden, an dem Fremdzuschreibung von Schuld oder Rechtfertigung das dominante Muster darstellte.

In beiden Autobiographien ist das Erleben von *Angst* ein zentrales persönliches Thema. Bei Christa Wolf wird sie im Sinne psychoanalytischen Denkens zunächst als Schuld-Angst begriffen, auf der die weiteren geschilderten Ängste, vor allem die Angst vor Verlust der sozialen Zugehörigkeit in Familie, Schule und Jugendorganisation dann aufbauen.

Demgegenüber spielt die Real-Angst, die die Protagonistin auf der Flucht, dann angesichts der wechselnden Präsenz der Siegermächte und speziell eines zwielichtigen russischen Kommandanten und marodierender russischen Soldaten empfindet,

¹⁴ Vgl. hierzu auch meine Ausführungen anlässlich einer Analyse einer Autobiographie der „Kinder“-Generation von Wolf/Zeller (Bürmann 2004).

¹⁵ Christian Graf von Krockow (1988) nennt pointiert die letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges und die Zeit danach, die von seiner Schwester aus der Erfahrung einer Gutsbesitzerstochter aus Hinterpommern detailliert berichtet wird, „Die Stunde der Frauen“.

nur im 17. Kapitel eine Rolle – und hier wird sie ins Groteske und Humoristische verschoben und anekdotisch beschrieben. Dies wird von der Autorin als Bearbeitungsform gesehen, als Befreiungsakt: „Schreibend den Rückzug der Angst betreiben. Die noch unbefreiten, von Angst besetzten Gebiete: Vorgeschichte.“ (415)

Doch auch die Erzählerin der Schreibgegenwart ist durchaus nicht von Angst befreit, was sich vor allem in den immer wieder in den Text eingebauten Berichten über Träume ausdrückt. Demgegenüber wird Nelly als Jugendliche in der Zeit der Abwendung von den Eltern und im Durchgang durch das Sanatorium als unerschrocken und mit einem Lebenswillen ausgestattet beschrieben, der Angst und Krankheit hinter sich zu lassen vermag, allerdings um den Preis einer Abspaltung ihrer Gefühle. Als wirklich angstfrei und entspannt wird nur Lenka geschildert.

Bei Eva Zeller verknüpft sich die Real-Angst des kleinen Mädchens vor dem drohenden Puter von Anfang an mit der Angst vor dem Vater. Dieser wird die Angst um die Mutter an die Seite gestellt – und durch diese beiden Ängste ist die Problematik der gespaltenen Welt ihrer Kindheit geprägt. Später hat sie begründete Angst um ihren Mann. Eva Zeller schildert weitaus genauer und ausführlicher als Christa Wolf die reale Bedrohung allen abweichenden Denkens und Handels durch den nationalsozialistischen Machtapparat und sucht plausibel zu machen, dass privater wie öffentlicher Widerspruch und innerer Widerstand, den sie zunehmend entwickelt, aus begründeter Angst nicht geäußert werden konnte.

Anders als Christa Wolf schildert sie ihr Angsterleben in extremer persönlicher Bedrohungssituation durch russische Soldaten sehr präzise; sie verschiebt die Beschreibung zum Schluss der Autobiographie dann aber nicht ins Groteske wie Christa Wolf, sondern ins Unwirkliche. Beide Autorinnen markieren damit eine Grenze der Beschreibbarkeit des emotionalen Erlebens unmittelbarer Bedrohung von Leib und Leben und bilden damit möglicherweise das Phänomen der Abspaltung von Gefühls-wahrnehmungen unter Bedingungen extremer Bedrohung strukturell im Text ab.

Das Erleben von Angstsituationen ist als Kriegserfahrung natürlich keineswegs frauentypisch – im Gegenteil: Die Männer waren als Soldaten mindestens so großen, zumeist wohl noch größeren Gefahren um Leib und Leben ausgesetzt. Aber der Umgang mit Angst scheint mir in diesen weiblichen Autobiographien spezifisch zu sein. Sie wird als Gefühl vor sich selbst nicht in dem Maße unterdrückt, wie das von Männern gerade im militärischen Kontext verlangt wird, und vor allem ihre Thematisierung ist für Frauen weniger tabuiert. Sie schreiben differenziert über ihre Ängste und zeigen sich damit in ihrer Verletzlichkeit und Bedrängnis, ohne auf dem Gestus der Souveränität durch Selbstdistanz zu bestehen. Dort, wo sie sich, wie Christa Wolf im 17. Kapitel, um eine solche Distanz bemühen, wird dieser Vorgang als solcher durchschaut und beschrieben.

Ähnlich ist es mit den in beiden Autobiographien beschriebenen *Flucht- und Rückzugstendenzen*, die als defensives – aber auch widerständiges – Verhältnis zur Welt der sozialen Zumutungen beschrieben werden kann. Als solches stehen sie weiblichen Verhaltensmustern näher als den traditionell männlichen, denen ein offensiver Selbstbehauptungsimperativ eingeschrieben ist (vgl. Connell 1999). Der Rückzug impliziert zugleich, das ist zu betonen, in beiden Autobiographien (wie oben geschildert).

dert) auch eine subversive, selbstbewahrende und sogar oppositionelle Komponente: eine Selbstvergewisserung und Selbstbehauptung ohne Kampf.¹⁶

Das Muster des Rückzuges lässt sich besonders deutlich im Zusammenhang der geschilderten Erkrankungen ausmachen: *Krankheit* fungiert in beiden Autobiographien als Folge von Selbstüberforderungen und Schwierigkeiten mit der Ausbalancierung innerer und äußerer Konflikte. Eva Zeller berichtet ganz offen über den Entlastungscharakter ihrer Erkrankung im Ertüchtigungslager in Stolberg, die ihr Rückzug und eine Phase von Regression und Regeneration ermöglicht; ähnlich beschreibt auch Christa Wolf Nellys Ausfälle bei den Jungmädeln. Bei letzterer wird die Schilderung von Krankheit allerdings durch ihre Verwendung als Metapher für Krise stärker überformt. Aber auch ihr ist es kein Problem, ihr Alter Ego Nelly zusammenbrechend oder in die Welt der Fieberphantasien entweichend zu beschreiben.

Schließlich kann auch die in beiden Autobiographien festzustellende spezifische *Sensibilität für die appellative wie für die selbstoffenbarende Dimension sprachlicher Mitteilungen* als frauentypisch gelten. (vgl. Tannen 1990) Beide Autorinnen setzen in ihren Beschreibungen von Personen und Situationen Zitate typischer individueller Redewendungen, literarischer Formulierungen und von Propagandasprüchen ein. Speziell bei Eva Zeller ist dies ein hoch entwickeltes Stilelement ihres Textes. Ihr ist es dabei vor allem (aber keineswegs nur) um den Nachvollzug des Herrschaftsmoments zu tun, das über Sprache transportiert wird.

4.3 Schlussüberlegungen

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass es weibliche Autorinnen waren, die mit einer kritisch sich selbst befragenden Offenlegung ihrer Beteiligung am Nationalsozialismus den Anfang machten.

Bereits 1963, deutlich bevor die westdeutsche Studentenbewegung ihre Anklage gegen das Schweigen der Elterngeneration erhob und von ihnen die Offenlegung ihrer Verstrickungen einforderte und diese auch selbst betrieb, erschien in Westdeutschland der bemerkenswerte und radikal selbst-analytische autobiographische Text von Melita Maschmann, einer 1918 geborenen exponierten Amtsträgerin in der Reichsjugendführung, mit dem Titel „Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch“. Für dieses – durch Briefform literarisierte Buch – war aber offenbar der Erinnerungsdiskurs noch nicht „reif“;¹⁷ es erfuhr nicht die ihm gebührende breite Beachtung.

In Westdeutschland fand die literarisch-autobiographische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Folge der Studentenbewegung zunächst im Rahmen der so genannten „Väterliteratur“ statt (z.B. Plessen 1976, Vesper 1977, Rehmann 1979) als Abarbeitung an der Schwierigkeit, sich mit der Elterngeneration über Schuld und Verstrickung verständigen zu können oder in der Vergangenheit gekonnt zu haben.

Das Erscheinen von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“, das ein lebhaftes, wenn auch zwiespältiges Echo in Ost- wie Westdeutschland auslöste, gab dem literarisch-

¹⁶ Vgl. hierzu die Erfahrungen und Reflexionen von Peter Brückner (1980), der als „Halbjude“ in ein defensives Verhaltensmuster gedrängt wurde und der seiner Autobiographie den Titel gibt „Das Abseits als sicherer Ort.“

¹⁷ Ein weitgehend verständnisloses und im Gestus eher anmaßendes Nachwort in der dtv-Ausgabe von 1978 legt davon beispielhaft Zeugnis ab.

autobiographischen Erinnerungsdiskurs in Westdeutschland einen wichtigen Impuls für eine selbstreflexive Wende. Eva Zellers Autobiographie ist ein markantes Beispiel dafür.

Im politischen Kontext der DDR, in der das Kapitel NS-Zeit durch das Selbstverständnis des Staates als „antifaschistisch“ aus der Selbstreflexivität ausgeklammert war, stellt Wolfs Autobiographie den mutigen Versuch dar, den von ihr als verengt empfundenen politischen Diskurs durch ihr eigenes, literarisch überformtes Beispiel zu öffnen. Sie sah aber auch das Risiko dabei. Dass der Text in der Tat einer Fülle von Kritik und Missverständnissen ausgesetzt war, zeigt die Rezeptionsgeschichte.

Der Grund für diese Vorreiterfunktion von Frauen bei der selbstreflexiven und selbstkritischen literarischen Bearbeitung ihrer Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Krieg ist – neben einer möglichen geschlechtstypischen erhöhten Bereitschaft zur selbstreflexiven Introspektion und zur Selbstoffenbarung persönlicher Dilemmata, Anpassungsbereitschaften und Verstrickungen – meines Erachtens vor allem in der Tatsache zu suchen, dass Frauen in die Ereignisse Nationalsozialismus und Krieg zwar aktiv involviert, in der Regel aber nicht in dem Maße Handlungsträger waren wie die ins militärische Geschehen eingebundenen Männer. Sie waren beteiligt – aber nicht an der Front oder in den Zentren von Macht und Verantwortung.¹⁸ Die zuzulassenden Erinnerungen und die damit verbundenen Bilder und Wahrnehmungen waren anderer Art und möglicherweise nicht in dem Ausmaß mit Grauen, Schuld und Scham verbunden wie bei den Männern.

Ganz analog – und das gilt für beide Geschlechter – ist die Tatsache zu verstehen, dass die Generation derer, die in der Zeit des Nationalsozialismus und Krieges Kinder und Jugendliche waren, verständlicherweise eher über ihre Erfahrungen zu schreiben vermochte als die Generation ihrer Eltern, die sich in ganz anderem Ausmaß als verantwortlich und beteiligt zu erkennen und zu bekennen gehabt hätte.

LITERATUR

- Bürmann, Ilse (2004): Die Verschränkung intergenerationaler und politischer Konfliktlinien in der Autobiographie von Monika Maron. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 17, 242-260.
- Brückner, Peter (1980): Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945. Berlin.
- Chen, Linhua (1991): Autobiographie als Lebenserfahrung und Fiktion. Untersuchungen zu den Erinnerungen an die Kindheit im Faschismus von Christa Wolf, Nicolaus Sombart und Eva Zeller. Frankfurt/Main, Berlin, New York, Paris.
- Connell, Robert, W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Erikson, Erik H. (1979): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart.
- Härtling, Peter (1980): Nachgetragene Liebe. Darmstadt.
- Klemperer, Victor (1982): LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig.
- Krockow, Christian Graf von (1988): Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow. Stuttgart.

18 Dies gilt auch für Melita Maschmann, die trotz ihrer relativ hohen Ämter (Leiterin des Arbeitsdienstes im Warthegau, Mitglied der Reichsjugendführung) nicht selbst an Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt war oder an ihrer Vorbereitung gearbeitet hat. Wohl aber wusste sie davon und kannte auch die charakterliche Problematik einiger höherer Machttäger des Regimes.

- Mannheim, Carl (1928/29): Das Problem der Generationen. In: Kölner Jahreshefte für Soziologie, 7. Jg., 157-185; 309-330.
- Maschmann, Melita (1963): Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch. Stuttgart.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generation aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Rolf-Thorsten Kramer, Werner Helsper und Susann Busse (Hg.): Pädagogische Generationsbeziehungen. Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie. Opladen, 78-128.
- Plessen, Elisabeth (1976): Mitteilung an den Adel. Zürich/Köln.
- Rehmann, Ruth (1979): Der Mann auf der Kanzel. München.
- Rosenthal, Gabriele (1997): Zur interaktiven Konstitution von Generationen. Generationsabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Jürgen Mansel, Gabriele Rosenthal und Angelika Tölke (Hg.): Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung. Opladen, 57-73.
- Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiäre Generationenabfolge. In: Martin Kohli und Marc Szydlík (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 162-178.
- Schelsky, Helmut (1963): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf/Köln.
- Tannen, Deborah (1990): You just don't understand. Women and men in conversation. New York.
- Vesper, Berward (1995): Die Reise. Romanessay. Reinbek.
- Wolf, Christa (1987): Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959 – 1985. Darmstadt und Neuwied.
- Wolf, Christa (1978): Kindheitsmuster. Darmstadt.
- Zeller, Eva (1986): Nein und Amen. Autobiographischer Roman. Stuttgart.
- Zeller, Eva (*1984): Solange ich denken kann. Roman einer Jugend. Stuttgart.